

BERND STÖVER

Geschichte der  
**USA**

Von der ersten Kolonie  
bis zur Gegenwart



C·H·Beck

C·H·Beck

PAPERBACK

Vom Tellerwäscher zum Millionär: Der Mythos vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist bis heute lebendig. Bernd Stöver geht den historischen Wurzeln des *American Dream* nach, aber auch den vielen Widersprüchen in der amerikanischen Geschichte: Sklaverei und Völkermord an den Indianern auf der einen Seite, Philanthropie auf der anderen, globale Massenkultur und subversive Gegenkulturen, Weltoffenheit und Patriotismus. Ablehnung und Zustimmung halten sich wie so oft in der US-Geschichte fast die Waage: Bernd Stövers große Darstellung zeigt, dass dies konstitutiv für die amerikanische Geschichte ist.

*Bernd Stöver*, geb. 1961, lehrt nach Stationen in Bielefeld und Washington D. C. als Professor Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt Internationale Geschichte an der Universität Potsdam. Bei C.H.Beck erschienen von ihm u. a. «Der Kalte Krieg» (5. Auflage 2017), «Geschichte des Koreakriegs» (4. Auflage 2021), «Geschichte Kambodschas» (2015) und zuletzt «CIA. Geschichte, Organisation, Skandale» (2017).

Bernd Stöver

# **Geschichte der USA**

Von der ersten Kolonie  
bis zur Gegenwart

C.H.Beck

Mit 84 Abbildungen, 19 Karten und 15 Graphiken

Dieses Buch erschien zuerst 2012 in gebundener Form im Verlag C.H.Beck.  
2., aktualisierte Auflage. 2013

1., durchgesehene und aktualisierte Auflage in C.H.Beck Paperback. 2017

2., durchgesehene und aktualisierte Auflage in C.H.Beck Paperback. 2019

3., aktualisierte Auflage. 2021

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2012

Umschlaggestaltung: [geviert.com/Andrea Hollerieth](http://geviert.com/)

Umschlagabbildung: Mount Rushmore, © picture alliance/Bildagentur-online

Satz: Janß, Pfungstadt

ISBN Buch 978 3 406 78295 4

ISBN eBook (epub) 978 3 406 78296 1

ISBN eBook (PDF) 978 3 406 78297 8

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

*Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie  
versandkostenfrei auf unserer Website [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de).*

*Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere  
Informationen.*

# Inhalt

<b>I. Der Amerikanische Traum</b> . . . . .	9
<b>II. The City upon a Hill: Die Suche nach einer Neuen Welt</b>	
<b>1585–1763</b> . . . . .	31
Die europäische Kolonisierung Nordamerikas . . . . .	31
Wagenburg und Beispiel für die Welt: God's Own Country . . . . .	46
Ethnische Säuberung – Sklaverei – Genozid . . . . .	57
Die Herausbildung einer amerikanischen Identität . . . . .	73
<b>III. Das Experiment: Die Gründung der Vereinigten Staaten</b>	
<b>1763–1815</b> . . . . .	85
Die Emanzipation: The Boston Tea Party . . . . .	85
Der Erste Unabhängigkeitskrieg . . . . .	94
Eine Verfassung für die Vereinigten Staaten . . . . .	104
Eine Nation entsteht . . . . .	113
<b>IV. Land der unbegrenzten Möglichkeiten: Die Erschließung des Kontinents</b>	
<b>1815–1890</b> . . . . .	123
Clash of Civilizations: Indianerkriege . . . . .	123
Zwischen Trail of Tears und Wounded Knee: Die Vernichtung der Indianer . . . . .	134
Der Wilde Westen: The Frontier . . . . .	151
Eisenbahn, Industrialisierung, Urbanisierung . . . . .	172
The West that never was: Legenden und Realitäten . . . . .	184

<b>V.</b>	<b>Katastrophe und nationale Sammlung: Bürgerkrieg und Nachkrieg</b>	
	<b>1861–1917</b> . . . . .	197
	Der Sezessionskrieg 1861–1865 . . . . .	197
	The Reconstruction: Die Wiedereingliederung des Südens 1865–1876/77 . . . . .	217
	«Das vergoldete Zeitalter» 1876/77–1917 . . . . .	231
<b>VI.</b>	<b>Außenpolitik der begrenzten Möglichkeiten</b>	
	<b>1783–1918</b> . . . . .	243
	Die frühe Republik . . . . .	243
	The Manifest Destiny: Expansion – Intervention – Imperialismus . . . . .	250
	Eintritt in die Weltpolitik: Der Erste Weltkrieg 1917/18 . . . . .	264
<b>VII.</b>	<b>Melting Pot: Kulturen der Neuen Welt</b> . . . . .	281
	Literatur, Musik, Kunst . . . . .	281
	Think Big: Technik und Architektur . . . . .	300
	Amerikanische Demokratie: Wahlkämpfe und Medienmacht . . . . .	323
	Ideologie des Erfolgs: Der Selfmademan . . . . .	337
	Kulturen der Ungleichheit: Race – Class – Gender . . . . .	349
<b>VIII.</b>	<b>Imperium wider Willen: Der Beginn des amerikanischen Jahrhunderts</b>	
	<b>1919–1941</b> . . . . .	363
	Zwischen Isolationisten und Internationalisten . . . . .	363
	Die «Roten Dreißiger»: Wirtschaftsdepression und New Deal . . . . .	376
	Unamerikanisches: Nationalsozialismus und Kommunismus . . . . .	389
	Fluchtpunkt Amerika . . . . .	397
<b>IX.</b>	<b>Geburt einer Supermacht: Die USA im Zweiten Weltkrieg</b>	
	<b>1941–1945</b> . . . . .	411
	Pearl Harbor und der Kriegseintritt 1941 . . . . .	411
	The Good War . . . . .	424
	Demokratie und Diktatur: Das unnatürliche Bündnis . . . . .	438

Von Krieg zu Krieg: 1945 und der Beginn des Kalten Krieges . . . . .	448
<b>X. Am Rande des Abgrunds:</b>	
<b>Der Kalte Krieg</b>	
<b>1945/47–1991</b> . . . . .	463
Ideologie und Atombomben: Ein radikales Zeitalter . . . . .	463
Kommunistenverfolgung und Shelter Debate . . . . .	477
Die USA und die Dritte Welt . . . . .	493
Kosten und Nutzen des Kalten Krieges . . . . .	505
Ein amerikanischer Sieg? . . . . .	513
<b>XI. Superculture</b> . . . . .	525
Überflussgesellschaft . . . . .	525
Popkultur . . . . .	549
Der Amerikanische Traum und seine Orte:	
Das Beispiel Hollywood . . . . .	565
Globalisierung und Amerikanisierung . . . . .	581
<b>XII. Die einzige Supermacht mit neuen Gegnern:</b>	
<b>Die USA seit 1991</b> . . . . .	599
Eine Neue Weltordnung . . . . .	599
Weltpolizei . . . . .	608
Rückkehr eines alten Feindes: Der 11. September 2001 . . . . .	618
Innen- und Wirtschaftspolitik nach 1991 . . . . .	635
Ende des American Dream? Das 21. Jahrhundert . . . . .	652
<b>Anhang</b> . . . . .	693
Karte «Siedlungsgebiete indigener Stämme» . . . . .	694
Karte «Die Bundesstaaten der USA» . . . . .	696
Abkürzungen . . . . .	698
Präsidenten der USA . . . . .	704
US-Bundesstaaten nach Gründungsdatum . . . . .	705
Indianerkriege . . . . .	707
Wichtige außenpolitische Interventionen der USA . . . . .	710
Anmerkungen . . . . .	717
Bildnachweis . . . . .	768
Personenregister . . . . .	770

## Verzeichnis der Karten

Europäische Entdeckungsfahrten und Niederlassungen im nordamerikanischen Südosten . . . . .	32
Europäische Entdeckungsfahrten und Niederlassungen im nordamerikanischen Südwesten . . . . .	34
Die 13 Gründungskolonien . . . . .	44
Britisches Territorium 1748 . . . . .	86
Der Frieden von Paris 1783 . . . . .	103
Der «Louisiana Purchase» 1803 . . . . .	119
Vertreibung indigener Stämme 1830–1855: «Der Weg der Tränen» . . . . .	136
Indianerkriege 1860–1890 . . . . .	140
Der Große Sioux-Krieg 1876 und die Schlacht von Little Bighorn . . . . .	146
Die «Trails» nach Westen . . . . .	158
«Cattle Trails» . . . . .	164
Eisenbahnnetz 1840 bis 1885 . . . . .	180
Das Zerbrechen der Vereinigten Staaten: Staaten der Union und der Konföderation 1861 . . . . .	212
Der Verlauf des Amerikanischen Bürgerkriegs 1861–1865	215
US-Interventionen in der Karibik bis 1941 . . . . .	257
Imperiale Expansion der USA seit 1898 . . . . .	263
Protestdemonstrationen in den 1960er Jahren . . . . .	558
Siedlungsgebiete indigener Stämme . . . . .	688
Die Bundesstaaten der USA . . . . .	690

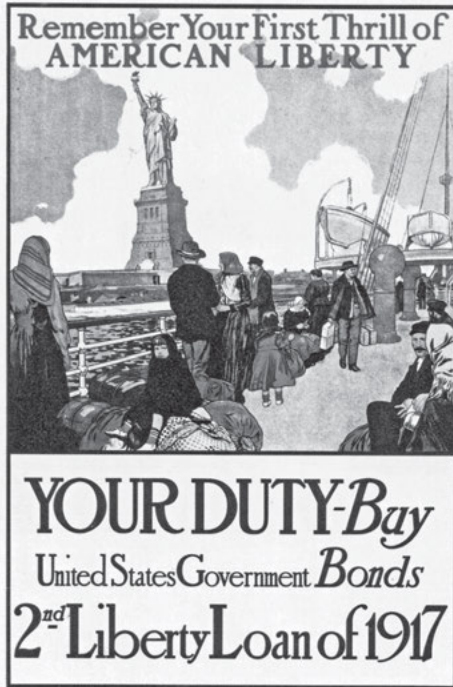


## I. Der Amerikanische Traum

Etwa fünfzig Millionen Einträge verzeichnet die Internet-Suchmaschine Google 2017 unter dem Begriff «The American Dream», 2021 sind es über 1,9 Milliarden. Dahinter verbergen sich Reiseanbieter, Autofirmen, Sprachkurse, die berühmte Green-Card-Lotterie, mit deren Hilfe man eine Aufenthaltsgenehmigung gewinnen und in den USA legal Arbeit aufnehmen kann, aber nicht zuletzt auch Vieles, was von Enttäuschungen und dem Scheitern des American Dream berichtet. Was der Amerikanische Traum überhaupt beinhaltet, so legt die Bandbreite nahe, hängt eher von persönlichen Vorlieben und Notwendigkeiten ab, die sich im Laufe der Jahre gewandelt haben. Worauf die Sehnsucht zurückgeht, bleibt dagegen unbestritten, wenngleich die präzise Begriffsgeschichte im Dunkeln liegt: Es ist in erster Linie der Traum von Freiheit. Nicht zufällig stellte die 1776 veröffentlichte Unabhängigkeitserklärung der USA gerade das in den Mittelpunkt.

**Der American Dream als Idee** Populär wurde das Wort vom Amerikanischen Traum allerdings erst viel später, im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert. James Truslow Adams' Bestseller *The Epic of America* (1931) über den *Aufstieg Amerikas vom Land der Indianer zum Weltreich*, wie der noch im selben Jahr vorgelegte deutsche Titel hieß, nahm es zum ersten Mal nachweisbar auf. Dann allerdings war die Zauberformel endgültig etabliert. Besonders prominent erschien sie in der Washingtoner Rede zur Gleichberechtigung amerikanischer Bürger, die Martin Luther King 1963 hielt und die in dem berühmten Satz gipfelte: «I have a Dream». Aber gleichzeitig erschien die Verheißung auch immer wieder als zerstört: in Theaterstücken, wie Edward Albees abendfüllendem Einakter *The American Dream* (1961), in populären Spielfilmen wie *Easy Rider* (1969) oder in Romanen wie T. C. Boyles *The Tortilla Curtain* (*América*, 1995/98).

Ikonographisch beruht das Bild des Amerikanischen Traums, des Strebens nach Freiheit – nicht des Geschenks der Freiheit – bis heute im Wesentlichen auf zwei Figuren: Zum einen ist es die Freiheitsstatue, die «Statue of Liberty» oder formeller: «Liberty Enlightening the World»,



«Erinnere Dich an Deine Begeisterung über die Amerikanische Freiheit»  
«Liberty» als Werbemotiv für Kriegsanleihen 1917

die seit 1886 und bezeichnenderweise als Geschenk der Franzosen die Einfahrt zum Hafen von New York, das große Eingangstor für die Einwanderer, schmückt, symbolisiert durch Strahlenkrone, Fackel, Verfassungstafel und gesprengte Ketten.<sup>1</sup> Die zweite allegorische Figur – «Uncle Sam» – und Libertys männlicher Gegenpart ist dagegen ein älterer hagerer Herr mit Bocksbart, der gewöhnlich in Anzug und Zylinder in den Farben der amerikanischen Flagge auftritt. Im Gegensatz zu der Freiheit verheißenden und fürsorgenden Göttin fordert er ein oder ermahnt zumindest. Uncle Sam stammt aus der Zeit des Zweiten Unabhängigkeitskriegs, als die Briten bis 1815 die Existenz der USA noch einmal grundsätzlich in Frage stellten. Aber er hatte auch deutliche Ähnlichkeit mit dem seit der Unabhängigkeitsbewegung als Verkörperung der britenfeindlichen amerikanischen Patrioten (Patriots) auftauchenden «Brother Jonathan». Beide zusammen, die Freiheit Verheißende und der konkret Fordernde, fügen sich nicht nur zum öffentlichen Bild der USA, sondern symbolisieren gleichzeitig die Möglichkeiten und Grenzen des American Dream.



#### «I want you»

Das wohl bekannteste Motiv von «Uncle Sam»

Lange vor der Unabhängigkeitserklärung bestimmten bereits große, wenngleich unterschiedliche Erwartungen den kolonialen Beginn der späteren Vereinigten Staaten. Das Mutterland, zumal die englische Krone, hoffte auf ertragreiche neue Gebiete, die meisten Siedler hofften wohl auf einen neuen Anfang, der immer mehr weit über weltliche Belange hinausging. Hinter der ersten erfolgreichen Niederlassung, dem 1607 von der Virginia Company of London gegründeten Jamestown, standen neben wirtschaftlichen schon starke religiöse Motive. In der Folgezeit wurde die Einwanderung evangelikaler Gruppen immer stärker. Die 1620 durch die «Pilgerväter» gegründete Siedlung Plymouth wie auch, neun Jahre später, die Puritaner-Kolonie Massachusetts Bay und die 1681 folgende Quäker-Kolonie Pennsylvania verstanden sich dann bereits ausdrücklich als Orte der Emigration, in denen vor allem diejenigen siedelten, die der religiös-politischen Bevormundung in Europa entgehen wollten. Ein Vorbild für die Welt sollte hier entstehen, ein neues Jerusalem, die biblische Stadt auf dem Hügel, von der bereits die Bergpredigt (Matthäus 5,14) sprach und auf die der Rest der Menschheit schauen sollte. Dass bis heute die Mehrheit der US-Bürger sich den Ideen der ersten Siedlergeneration verpflichtet fühlt, demonstriert die Langlebigkeit solcher religiöser Bindungen. Die

Zahl der Kirchgänger und Mitglieder von Kirchen jedenfalls stieg stetig an. Während 1776 etwa 17 Prozent der Einwohner der britischen Kolonien Gottesdienste besuchten, waren es 1980 rund 62 Prozent aller US-Bürger.<sup>2</sup> Als Mitglied einer Kirche bezeichneten sich in den 1950er Jahren sogar rund 95 Prozent der Amerikaner.

Als Staat hingegen zeigten sich die USA seit dem Inkrafttreten ihrer Verfassung 1788 als Kind der Aufklärung, der Millionen nach Übersee zog. Goethe formulierte:

Amerika, du hast es besser  
 Als unser Kontinent, der alte,  
 Hast keine verfallene Schlösser  
 Und keine Basalte.  
 Dich stört nicht im Innern  
 Zu lebendiger Zeit  
 Unnützes Erinnern  
 Und vergeblicher Streit.<sup>3</sup>

Doch waren diese Worte bereits zu ihrer Entstehungszeit 1827 überholt. Zwischen dem Ende des Zweiten Unabhängigkeitskriegs, als London nach 1815 die Versuche der Rückeroberung der ehemaligen Kolonie endgültig abschloss, und dem Ende des 20. Jahrhunderts wanderten rund 66 Millionen Menschen in das Land ihrer Sehnsucht ein.<sup>4</sup> Es sind bis heute die über Jahrhunderte immer wieder neu belebten Erwartungen, an denen die USA, deren im 20. Jahrhundert aufgebaute Machtfülle sich historisch eigentlich nur noch mit der des Imperium Romanum zu seiner Zeit vergleichen lässt,<sup>5</sup> sich messen lassen müssen. Wie stark diese Hoffnungen sind, belegte die Verleihung des Friedensnobelpreises 2009 an den gerade ins Amt gekommenen Präsidenten Barack Obama. Doch ihre Kritiker enttäuschen die USA ebenso wenig.

**Widersprüchlichkeiten** Die von den USA von Beginn an immer so misstrauisch verfolgte Kritik aus dem Rest der Welt, die man häufig sogar generell als schlichte Feindschaft und «Antiamerikanismus» verstand, galt zwar auch einer teils rigoros durchgesetzten Machtpolitik. Es wird aber häufig vergessen, dass sie ebenso aus Enttäuschung erwuchs. Viele Hoffnungen konnten die Vereinigten Staaten nicht einlösen. Die Realität verfehlte immer wieder – und wohl zwangsläufig – das Idealbild. Dies sahen Amerikaner oft nicht anders. Der scharfzüngige Mark Twain, der am Ende des 19. Jahrhunderts heftig gegen die weitreichenden imperialen Ambitionen der USA polemisierte, spottete: «Wunderbar war die

Entdeckung von Amerika. Noch wunderbarer wäre es gewesen, wenn man es nicht entdeckt hätte.»<sup>6</sup> Es war kein Zufall, dass innenpolitisch die großen Debatten seit der Kolonialzeit nicht selten blutig endeten.

Vieles passte und fügt sich bis heute kaum zusammen: So etwa die Erfahrung der ersten europäischen Siedler und vieler anderer Amerikaner als Verfolgte auf der einen Seite mit dem Willen, die indigene Bevölkerung bis hin zum Völkermord zu verdrängen, auf der anderen Seite. Genauso wenig ließen sich die Prinzipien der Aufklärung mit der über Jahrhunderte währenden Verschleppung von Afrikanern als billige Arbeitskräfte vereinbaren, woran selbst akademisch gebildete US-Präsidenten wie Thomas Jefferson beteiligt waren. Dass der Einsatz für Freiheit im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert mit klaren Menschenrechtsverletzungen einherging, als deren sichtbarster Ausdruck seit 2002 das außerhalb des amerikanischen Rechts stehende Gefangenenlager Guantánamo auf Kuba bis heute existiert, bleibt nicht nur für die Außenwahrnehmung ein Problem.

**Mentalitäten** Viele dieser Widersprüche lassen sich natürlich erklären: Aus der historischen Entwicklung etwa, anthropologisch-«völkerpsychologisch», wie es Alexis de Tocqueville schon im 19. oder Geoffrey Gorer im 20. Jahrhundert versucht haben. Zu den auffälligsten Besonderheiten der «amerikanischen Gesellschaft», wie sie sich seit der Kolonialzeit allmählich herausbildete, gehörte die schon bei den ersten Siedlern und Gründervätern verwurzelte Lagermentalität. Man sah sich über Jahrhunderte wie auf einer Insel, abgetrennt von den Zumutungen und Gefahren Europas, aber auch umgeben von neuen Feinden, gegen die erneut nur der innere Zusammenhalt und die rigorose Abwehr wie zuvor in der Alten Welt zu helfen schienen. Damit verband sich die Sorge vieler, wenn nicht sogar der meisten Amerikaner, wie sie sich spätestens im 18. Jahrhundert nannten, das einmal Erreichte wieder zu verlieren. Auch dies kann man als eine Hypothek der Erinnerung an das Gefühl der Bedrohung verstehen, die niemals wirklich erlosch, seit die ersten englischen Siedler 1585 das spätere Territorium der USA erreicht hatten, aber ihre erste Gründung, der Ort Roanoke im heutigen North Carolina, aus bis heute ungeklärten Gründen scheiterte.

Auch in den folgenden Jahrhunderten brauchte man nicht lange nach Bedrohungen zu suchen. Dazu gehörten in erster Linie die europäischen «Despotien»: Das spanische Kolonialreich grenzte bis 1898 direkt an die USA. Bis zum Kauf Alaskas 1867 war auch das russische Zarenreich in

Nordamerika engagiert. Ungefähr zum selben Zeitpunkt versuchten europäische Monarchien unter der Führung des französischen Kaisers in Mexiko sogar wieder, ein Kaiserreich unmittelbar an der US-Südgrenze zu etablieren, an dessen Spitze der Habsburger Maximilian I. sich für einige Jahre halten konnte. Der Herrschaftsanspruch der Briten musste in zwei blutigen Kriegen zwischen 1775 und 1815 gebrochen werden. Auch wenn der Einzelne häufig kaum noch eine Idee von den historischen Zusammenhängen hatte: Die durch die Medien gestützte kollektive Erinnerung rief noch im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert in den USA regelmäßig die traditionellen Bedrohungsszenarien erfolgreich auf. Als Feindbild konnte das Deutsche Reich im Ersten und Zweiten Weltkrieg ebenso dienen wie die Sowjets und ihre Verbündeten im Kalten Krieg oder der nicht mehr an Staaten gebundene islamistische Terrorismus, der 1991 zu dem Zeitpunkt auftauchte, als die USA mit dem Ende des Kalten Krieges den wohl größten Triumph ihrer Geschichte feierten.

Für den inneren Zusammenhalt haben sich solche Bedrohungen allerdings stets als positiv herausgestellt. So ist es nur konsequentes politisches Kalkül, dass bis zum heutigen Tag äußere Bedrohungen geradezu gesucht werden. Im Präsidentschaftswahlkampf 2012 war es kein Zufall, dass für die desolote Wirtschaftslage der USA auch oder sogar vornehmlich die Europäische Union verantwortlich gemacht wurde, die sich angeblich nicht genügend um die Lösung der Wirtschaftskrise seit 2007 gekümmert hatte.<sup>7</sup> Seit der erfolgreichen Verteidigung gegen die Briten 1815 war es allerdings zunehmend auch das gewachsene Selbstbewusstsein, das sich bis hin zu imperialen Ansprüchen steigerte und nun selbst Situationen schuf, die wiederum als neue Gefahren wahrgenommen wurden. Psychologisch gesehen handelte es sich um das Erlernen eines Angstverhaltens, das schließlich nur noch geringer Reize bedurfte, um Abwehrreaktionen und Verteidigungsmechanismen, bis hin zur Forderung nach Rückzug und Konzentration auf das eigene Land, auszulösen.<sup>8</sup> Der Waffenkult, aber auch die Tatsache, dass sich im 20. Jahrhundert die neuentstandene Werbeindustrie mit Erfolg darauf einstellte, zeugen von lange eingeübten Verhaltensmustern.

Auf dem breiten Landstreifen zwischen der kanadischen Grenze im Norden und der bis zum Bürgerkrieg festgelegten Grenze zu Mexiko konzentrierten sich die Amerikaner zunächst auf die Beseitigung der Gefahr, die aus ihrer Sicht von den Ureinwohnern ausging, denen sie ihr Land streitig machten. Blutig wurden die ersten Stämme, die man im 16. Jahrhundert traf, verdrängt, und seit 1820 radikalisierten sich die Indi-

for a lifetime of shooting — buy a

**WINCHESTER** — **MODEL 12**

PRICED FROM \$104.95\*

Good News! Only \$10.95 down and up to 20 months to pay puts the superb Model 12 in your hands. See your local Winchester Time Payment Plan dealer for details.

**WINCHESTER**  
FIREARMS  
TIME  
PAYMENT  
PLAN

**action pictures prove**

— that in less than 3/5 of a second a huster can raise and fire a superbly balanced Model 12. Speed? You bet! The kind you must have for fast, fleet game.

**25 wear adjustments**

Tough Winchester Proof-Steel machined to exact dimension: gives you years of extra use before any take-up is necessary. Thus you can make a slight adjustment and get years more. No Model 12 has ever used all the adjustments available! Tough? And how!

WINCHESTER-WESTERN DIVISION OLIN MATHIESON CHEMICAL CORPORATION NEW HAVEN 4, CONN

«For a Lifetime of Shooting» Waffenkult in der Werbung der Winchester Repeating Arms Company aus dem Jahr 1957

anerkriege noch einmal dramatisch. Sie führten bis 1890 zur weitgehenden Vernichtung der Ureinwohner. Außerhalb Nordamerikas erzwang die US-Regierung 1853/54 die Öffnung Japans und annektierte mit dem zwei Jahre später verabschiedeten und nahezu als Freibrief verstandenen Guano Island Act überall auf der Welt Territorien, die wie zuvor bereits das nordamerikanische «Indianerland» niemandem zu gehören schienen, aber langfristig ebenso blutige Konflikte nach sich zogen. Es war keine Überraschung, dass in den 1880er Jahren, als in allen aufstrebenden Industrienationen sozialdarwinistisch unterlegte imperiale Ideen Konjunktur feierten, auch die USA keine Ausnahme machten. Alfred Thayer Mahans Handbücher über den Aufbau eines Imperiums wurden zu Bestsellern.

Dass das Imperium sich auch als Last erweisen konnte, bemerkten die Amerikaner rasch selbst, als sie nach 1898 zunächst die Spanier, dann seit 1917 und 1945 immer deutlicher auch das krisengeschüttelte Britische Empire beerbten. Der sogenannte Isolationismus konnte sich in den USA nach dem Ersten Weltkrieg rund zwanzig Jahre halten, und er war vor allem dort tief verwurzelt, wo das Land im Mittleren Westen so unendlich groß erschien, dass man glaubte, auf den Rest der Welt gut verzichten zu können. Präsident Franklin D. Roosevelt musste vor allem in diesen «Heartlands», dem als Kernland der USA verstandenen Mittleren Westen, um Zustimmung kämpfen, als er einen Krieg gegen die europäischen Diktatoren Ende der 1930er Jahre für unvermeidbar hielt.

Daraus jedoch abzuleiten, dass das Imperium eigentlich ungewollt gewesen sei und nur gezwungenermaßen auf sich genommen wurde, geht an der Wirklichkeit vorbei.<sup>9</sup> Der Hegemonialstatus bietet bis heute unschätzbare Vorteile nicht nur in der Weltpolitik, sondern vor allem im Welthandel, auf den es den USA bereits unmittelbar nach ihrer Gründung in den 1790er Jahren besonders ankam. Auch wenn es heute hin und wieder so aussieht, als würde die Welt vor einer Art Zeitenwende stehen, in der Staaten wie China aufholen und sogar in der Lage scheinen, die Vereinigten Staaten zu überholen, ist es objektiv betrachtet nicht so. Die schlichten politisch-militärischen und ökonomischen Fakten sehen auch 2013 trotz aller Krisen noch anders aus. Nach dem Bruttoinlandsprodukt stehen die USA noch immer mit weitem Abstand vor dem allein durch die enorme Bevölkerungszahl und geringe Löhne wirtschaftlich starken Angstgegner China.<sup>10</sup>

Wie schreibt man also eine Gesamtgeschichte der USA?<sup>11</sup> Als im Rückblick globale Erfolgsgeschichte der ersten «Nation der Europäer in



Übersee»?<sup>12</sup> Als Geschichte der mit Kolumbus beginnenden Unterdrückung und durch die Konquistadoren wie die Siedler fortgesetzten Ausrottung derjenigen, die wahrscheinlich bereits zehntausende Jahre zuvor den Doppelkontinent bevölkert hatten?<sup>13</sup> Oder doch eher als eine von Furcht bestimmte Geschichte der vor allem von Außenseitern und Dissidenten begonnenen Vision einer «Neuen Welt», die sich mit der Westwanderung und wachsenden politischen wie ökonomischen Möglichkeiten sukzessive erweiterte und dabei heilsgeschichtliche Erwartungen mit politischem Realismus mischte, während das Gefühl, dank der Ozeane in einer insularen Sicherheit zu leben und nur wenig auf den Rest der Welt angewiesen zu sein, noch lange erhalten, aber stets bedroht erschien? Tatsächlich entstand das Wort von der «Splendid Isolation», der so ideal erscheinenden Abgeschlossenheit, das eigentlich der britischen Politik des 19. Jahrhunderts zugeschrieben wird, in Nordamerika.<sup>14</sup>

**Phasen der amerikanischen Geschichte** Angesichts der so unterschiedlichen Phasen der US-Geschichte bietet sich wahrscheinlich jede der Möglichkeiten ein wenig an. Die Nationalgeschichtsschreibung der USA jedenfalls hat seit dem 19. Jahrhundert erheblichen Wert darauf gelegt, eine möglichst einheitliche Geschichte zu schaffen, die in der Regel mit dem Blick vom heutigen Staatsgebiet aus beginnt.<sup>15</sup> Historiographisch gesehen ist das allerdings ungefähr so, als würde man versuchen, die gesamte deutsche Geschichte mit Blick vom Territorium der heutigen Bundesrepublik Deutschland aus zu interpretieren. Aber die Perspektive macht eben auch den grundsätzlichen Unterschied sichtbar, der in den USA bis heute wirkt. Selbst das Staatsbürgerrecht der Vereinigten Staaten pocht bis heute auf die Idee des Territoriums, nicht etwa auf die Abstammung, wie es in Deutschland üblich ist. Frauen, selbst wenn sie nur im Urlaub ihr Kind in den USA zur Welt bringen, übereignen ihm damit die amerikanische Staatsbürgerschaft, einerlei, ob sie dies wünschen oder nicht. Es ist damit bis heute das Territorium, genauer die Besiedlung von Raum, die für die Amerikaner die Interpretation ihrer Geschichte bestimmt. Kein Zufall daher, dass der sogenannte Spatial Turn, die Interpretation von Geschichte durch die Idee des Raums, in den USA seinen Ursprung fand und seit den 1980er Jahren insbesondere dort viele Anhänger gewonnen hat.

Verbindet man Struktur- und Mentalitätsgeschichte, so lassen sich folgende teilweise ineinander übergehende Phasen erkennen: (1.) *Die englisch-britische Kolonialzeit* (1585–1775), die 1585 mit der gescheiterten

Niederlassung Roanoke begann, 1607 mit Jamestown, der ersten erfolgreichen Gründung, sowie den schließlich insgesamt 13 Kolonien fortgesetzt wurde und ihren Höhepunkt 1759 mit der Eroberung Quebecs im heutigen Kanada erreichte. (2.) *Die Revolutionszeit* (1763–1815), die sich weit vor der Unabhängigkeitserklärung 1776 aus einer tiefen Unzufriedenheit mit dem britischen Mutterland entwickelte, wobei die Verabschiedung der diskriminierenden Stempelsteuer (Stamp Act) 1763 den Ausgangspunkt bildete. Erst 1815 konnte mit dem Ende des Zweiten Revolutionskriegs die Staatsgründung von 1788/89 als gesichert angesehen werden. (3.) Mit der *Erschließung des Kontinents* (1815–1890), die nach den Revolutionskriegen offensiv angegangen wurde und erst 1890 mit der Eroberung des Westens endete, ging nicht nur die endgültige Vertreibung und Vernichtung der Ureinwohner einher. Für die kollektive Identität wurde die Zeit der sogenannten Frontier mit dem Bau der transkontinentalen Eisenbahn und der gleichzeitig beginnenden Industrialisierung und verstärkten Urbanisierung zur besonders prägenden Epoche. Die bis heute fest im kollektiven Bewusstsein verankerten nationalen Mythen der USA entstanden vor allem in diesen Jahrzehnten. (4.) *Der Amerikanische Bürgerkrieg und sein Nachkrieg* (1861–1917), der bis zum Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg ausstrahlte, war nur der Kulminationspunkt der bereits nach den Revolutionskriegen spürbaren Gegensätze zwischen Nord- und Südstaaten, die bei Weitem nicht nur in der Sklaverei wurzelten. Der für diese Zeit extrem blutige Konflikt, nach dem sich Wiederaufbau und Versöhnung als sogenannte Reconstruction nur zögernd entwickeln konnten, war dann allerdings auch der Anfang eines zuvor nicht erlebten wirtschaftlich-politischen Aufschwungs. Es begann eine Zeit, die Mark Twain ironisch «gilded» (vergoldet) nannte. (5.) Mit dem Sieg im Ersten Weltkrieg endete auch die *Phase der Außenpolitik der begrenzten Möglichkeiten* (1783–1918). Das Eingreifen in den Konflikt auf der Seite Großbritanniens gegen die europäischen «Despoten» wurde gleichzeitig Höhepunkt und Wasserscheide zwischen der seit dem Ende des Ersten Unabhängigkeitskriegs 1783 geführten und mit wenigen Ausnahmen auf Nordamerika beschränkten Außenpolitik und der fortan betriebenen Weltpolitik. (6.) Der außenpolitische Machtzuwachs nach dem Sieg im Ersten Weltkrieg schuf aus der Sicht der meisten US-Bürger zunächst nur ein *Imperium wider Willen* (1919–1941). Im beginnenden «Amerikanischen Jahrhundert» stieg «Amerikanisches» zwar zum Inbegriff der Moderne auf. Die Jahre zwischen 1919 und dem Eintritt in den Zweiten Weltkrieg 1941 machten allerdings auch deutlich, wie schwer

sich die US-Bevölkerung und auch die Politik mit internationalem Engagement noch tat. Der wachsende Isolationismus äußerte sich vor allem in einem dramatischen Aufschwung von diffusen Ängsten. Roosevelt brauchte Jahre und wohl auch den japanischen Angriff auf den amerikanischen Marinestützpunkt Pearl Harbor 1941, um die verbreitete Unlust der US-Bürger an der Weltpolitik zurückzudrängen. (7.) *Geburt einer Supermacht* (1941–1945): Der Zweite Weltkrieg ließ die USA nicht nur durch den militärischen Sieg über Deutschland und Japan, sondern auch durch die Erfindung der Atombombe zur ersten Supermacht werden. Gleichzeitig war es nach 1945 aber nicht mehr möglich, einen erneuten Rückzug in die politische Isolation anzutreten. (8.) Am Ende der *Epoche des Kalten Krieges* (1945/47–1991), die die USA zeitweilig an den Rand des Atomkriegs brachte und 1991 mit dem Untergang der Sowjetunion endete, verblieben die USA als (9.) *einzigste Supermacht mit neuen Gegnern*. Nach 1991 zeigte sich rasch, dass die Vereinigten Staaten zwar auf politisch-militärischer Ebene keine ernstzunehmenden Feinde mehr hatten, dafür jedoch aufstrebende Wirtschaftsmächte wie China oder der supranational aktive Terrorismus massive Bedrohungen darstellten.

**Bevölkerung, Sozialstruktur, Religion** Zwar noch nicht politisch, aber territorial waren die USA bereits seit dem 18. Jahrhundert beeindruckend groß, zumal im Vergleich mit dem in Kleinstaaten zersplitterten Europa. Heute bestehen sie aus fünfzig Einzelstaaten, die sich seit der Aufnahme Hawaiis in die Union 1959 auch nicht mehr nur auf Nordamerika beschränken. Mit knapp 9,8 Millionen Quadratkilometern sind sie fast 27 Mal so groß wie Deutschland. Ihre Bevölkerungsdichte ist allerdings vergleichsweise gering: 2020 wohnten in den USA offiziell rund 331 Millionen Menschen.<sup>16</sup> In der Europäischen Union zählte man zur selben Zeit rund 448 Millionen Einwohner, wovon allein auf Deutschland etwa 83 Millionen entfielen.<sup>17</sup> Im Land des großen Konkurrenten China waren es allerdings zum gleichen Zeitpunkt bereits fast 1,4 Milliarden Menschen.<sup>18</sup> Die beiden größten Ballungszentren der USA sind nach wie vor New York City an der Ostküste, wo rund 8,8 Millionen Einwohner leben, und Los Angeles an der Westküste mit rund 4,0 Millionen Einwohnern.<sup>19</sup> Innerhalb der Bevölkerung bilden die Weißen (Whites/Caucasians) mit 204 Millionen Menschen nach wie vor die Mehrheit (61,6 Prozent). Dahinter folgen Afroamerikaner (Black/African Americans), die rund 12,4 Prozent der US-Bevölkerung ausmachen, Asiaten (Asians) mit etwa 6,0 Prozent und rund 5,2 Millionen Ureinwohner (American

Indians/Alaska Natives, 1,3 Prozent) sowie 540 000 Pazifikinsulaner (Native Hawaiians/Pacific Islanders, 0,2 Prozent). Darüber hinaus rechnen sich rund 62 Millionen US-Bürger aus Lateinamerika übergreifend zu den Hispanics oder Latinos (18,7 Prozent). Die Weißen stammen mehrheitlich aus Europa, ein erheblicher Teil zählt sich ausdrücklich zur Gruppe der sogenannten White Anglo-Saxon Protestants (WASP), der weißen, aus England stammenden protestantischen Siedler. Im Fazit werden die USA vielfältiger und älter.

Seit der Kolonialzeit hat sich allerdings die Einwanderung deutlich verändert. Während bis weit in das 20. Jahrhundert die europäischen Immigranten dominierten, stammte kurz vor der Millenniumswende die Mehrheit der Einwanderer aus Mittelamerika (3,9 Mio.), an der Spitze Mexiko (2,3 Mio.), gefolgt von Asien (2,9 Mio.). Von hier kommen vor allem Filipinos (505 000), Chinesen (425 000) und Inder (383 000). Erst auf dem dritten Platz erscheint Europa (1,3 Mio.), aus dem heute vor allem Ukrainer (141 000), Briten (United Kingdom; 136 000) und Russen (128 000) in die USA einwandern.<sup>20</sup>

Aus der Geschichte der Immigration lässt sich auch die Verteilung der Religionen in den Vereinigten Staaten erklären. Zwar ist anders als etwa in Deutschland die statistische Erhebung über den Steuerbescheid nicht möglich, weil es keine staatlich eingezogene Kirchensteuer gibt und ohnehin die Einmischung des Staats in religiöse Belange – und sei es auch nur für eine Befragung – unerwünscht ist. Meinungsforschungen zeigen aber, dass der Protestantismus bis heute das Glaubensbekenntnis geblieben ist, zu der sich die Mehrheit der erwachsenen US-Bürger bekennt. 2008 bezeichneten sich rund 173 Millionen Menschen als christlich, davon etwa 116 Millionen als protestantisch und 57 Millionen als katholisch. Des Weiteren rechneten sich rund 2,7 Millionen Amerikaner dem Judentum zu, 1,4 Millionen dem Islam und 1,2 Millionen dem Buddhismus.<sup>21</sup> Da ein erheblicher Teil der gegenwärtigen Einwanderer aus den katholischen Gebieten vor allem Mittelamerikas stammt, ist abzu-sehen, dass sich der Anteil der Christen eher vergrößern wird.

**Geographie** Topographisch lässt sich das kontinentale Staatsgebiet der USA (mit Ausnahme Alaskas und Hawaii) in vier Bereiche einteilen: (1.) Atlantikküste mit Golf von Mexiko, (2.) Appalachen, (3.) die Großen Ebenen sowie (4.) die Rocky Mountains als Teil der nordamerikanischen Kor-dillieren.<sup>22</sup> Klimatisch reicht die Bandbreite von polarer Kälte in Alaska bis zu subtropischem Klima etwa in Florida. Kulturell, wirtschaftlich,

zum Teil auch politisch ist diese geomorphologische Einteilung natürlich viel komplizierter. Die Atlantikküstenregion, wo von einem englischen Schiff abgesetzte Siedler 1585 auf einer Insel zum ersten Mal und zunächst vergeblich versuchten, das Fort Roanoke zu errichten, bot befahrbare Flussmündungen am Chesapeake, Delaware oder Hudson. Einige der ersten Gründungen der ursprünglichen dreizehn Kolonien entwickelten sich hier zu den großen Ballungszentren der USA.

Im von den Puritanern maßgeblich bestimmten Siedlungsgebiet New England mit den Provinzen New Hampshire, Massachusetts, Rhode Island und Connecticut entstanden Zentren wie Boston und renommierte Universitäten wie die Harvard University in Cambridge. In den südlich davon liegenden sogenannten Mid-Atlantic States mit den Provinzen New York, Vermont (heute: New England), New Jersey, dem maßgeblich von den Quäkern bestimmten Pennsylvania, Delaware (ursprünglich ein Teil Pennsylvanias) und Maryland entwickelte sich nicht nur die unbestritten multikulturellste und globalisierteste Stadt der USA, wenn nicht sogar der Welt – New York –, aus deren hybrider Mischung unterschiedlichster Kulturen wohl die wichtigsten Anstöße etwa auch zur Popkultur des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts hervorgingen. Das heute von New Yorkern häufig eher abschätzig behandelte New Jersey beheimatet seit 1746 eine weitere der renommiertesten Universitäten der USA: An der Princeton University arbeitete Albert Einstein seit 1933 zunächst als Mitglied des Institute for Advanced Study. Das noch geschichtsträchtigere Philadelphia in Pennsylvania war nicht nur einer der Tagungsorte des sogenannten Kontinentalkongresses und der Verfassungsgebenden Versammlung 1787, sondern wurde 1790 für einige Jahre sogar die erste Hauptstadt der nun von Großbritannien unabhängigen Kolonien. Hier befindet sich bis heute auch die zur Legende gewordene, allerdings nicht mehr gebrauchsfähige «Liberty Bell», die man 1776 aus Anlass der Verkündung der Unabhängigkeitserklärung läutete.

Nur wenig südlich davon wurde seit 1792, beginnend mit dem Bau des Amtssitzes für den US-Präsidenten, des White House, eine ganz neue Hauptstadt wortwörtlich aus dem sumpfigen Boden gestampft: das auf dem Reißbrett geplante und zwischen dem Potomac und dem Anacostia River angelegte Washington D. C. Um die Unabhängigkeit von Regierung und Parlament auch symbolträchtig auszudrücken, waren dafür Teile der Bundesstaaten Maryland und Virginia abgetrennt worden, die man als District of Columbia (D. C.) direkt dem Senat unterstellte. Die Einwohner durften zunächst nicht einmal den Präsidenten mitwählen.

Dies änderte sich erst nach über anderthalb Jahrhunderten mit dem 21. Verfassungszusatz von 1961. Seit 1978, als die Bürger erstmals auch eigene Abgeordnete ins Parlament entsenden durften, ist «D. C.» sogar fast ein Bundesstaat. Als erster Präsident bezog noch für wenige Monate der Nachfolger von George Washington, John Adams, im Jahr 1800 Quartier in der neuen Stadt. Zum wirklichen Regierungssitz machte den Ort – Ironie des Schicksals – erst der 1801 angetretene dritte Präsident, Thomas Jefferson, der im Streit mit George Washington bereits 1793 aus dessen Kabinett ausschied. Nachdem die Stadt im Zweiten Unabhängigkeitskrieg 1814 von den Briten niedergebrannt worden war, entstand später unter anderem das Weiße Haus neu, aber auch das Kongressgebäude auf dem Capitol Hill. An dessen repräsentativem Ausbau konnte der Betrachter über die nächsten fast einhundert Jahre nicht zuletzt die Erweiterung des amerikanischen Imperiums nachvollziehen. So entstand die gigantische Kuppel des Kapitols erst nach 1851, zu einer Zeit, als man im Zuge der Ausdehnung nach Westen und im Konflikt mit dem katholischen Rivalen Mexiko mit der Rede von der Offenbaren Bestimmung der Amerikaner, der Manifest Destiny, nun auch eine Rechtfertigungsformel für die Expansion bis zum Pazifik gefunden hatte.

«D. C.» war bewusst als Verbindung auf der Grenze zwischen «Nordstaaten» und «Südstaaten» platziert worden, was der Besucher noch heute nachvollziehen kann, wenn er von «Downtown Washington» aus den nur wenige Kilometer entfernten Südstaatenort Alexandria in Virginia erreicht. Selbst das in den 1940er Jahren errichtete US-Verteidigungsministerium – das Pentagon – liegt bereits in Virginia. Zusammen mit West Virginia (Abspaltung 1863), North und South Carolina sowie Georgia war dies der Süden der ersten dreizehn Kolonien, den man später auch als «Alten Süden» (Old South) bezeichnete. Das Shenandoah Valley in Virginia gehörte neben Atlanta, der Hauptstadt von Georgia, zu den wohl am stärksten verwüsteten Gebieten im Amerikanischen Bürgerkrieg zwischen 1861 und 1865. Zu den gewöhnlich als «der Amerikanische Süden» bezeichneten Staaten zählen heute aber auch Florida, Kentucky, Tennessee, Alabama, Mississippi, Louisiana und Arkansas. Bis hinunter zum Golf von Mexiko, wo man zu Beginn der Kolonisierung im 16. Jahrhundert im ungünstigsten Fall bereits auf die mächtige Konkurrenz aus Spanien traf, was die zunächst vornehmlich englischen Siedler tunlichst vermieden, breitete sich fruchtbares Gebiet aus, das sich für große Anbauflächen hervorragend eignete. Hier entstanden aufgrund des insbesondere für Baumwolle günstigen tropisch-subtropischen Klimas bereits im 17. Jahrhundert

die großen Plantagen, für die der Amerikanische Süden bekannt wurde. Es war nicht zuletzt die schiere Größe der Betriebe, die es erforderlich machte, billige Arbeitskräfte – vorzugsweise schwarzafrikanische Sklaven, aber auch schlecht entlohnte weiße Landarbeiter – einzusetzen, bevor man seit dem Ende des 18. Jahrhunderts begann, die riesigen Ländereien mit Maschinen zu bewirtschaften. Nicht zufällig befindet sich das älteste noch erhaltene Plantagengebäude der gesamten USA, die Shirley Plantation, in Virginia (1738, Bild Seite 200). Mit der Befreiung der Sklaven am Ende des Bürgerkriegs wurden viele der Güter aufgeteilt und nun auf kleineren, häufig allerdings unrentablen Parzellen bearbeitet. Von den seit dem 19. Jahrhundert entdeckten reichen Öllagerstätten im Küstengebiet, die dann allerdings wiederum nur wenige reich machten, war damals natürlich noch keine Rede.

Westlich des Küstensaums breitete sich für die ersten Siedler mit den Appalachen eine zwar gebirgige, aber für an Holzmangel gewöhnte europäische Verhältnisse des 16. und 17. Jahrhunderts unglaublich waldreiche Gegend aus. Deren Erz- und Kohlevorkommen, die sich bis nach Pennsylvania erstreckten, wurden aber auch die Grundlage für die erste Industrialisierungsphase seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Die nördlichen und mittleren Atlantikstaaten, die auch den Kern der frühen europäischen Besiedlung Nordamerikas ausgemacht hatten, waren dann das erste Industriezentrum der USA. Hinter den Appalachen begannen große weite Ebenen, das zentrale Tiefland Nordamerikas, das im Norden an die Großen Seen stieß. Weiter westlich wurde es im Süden vom sogenannten Ozark-Plateau begrenzt, einer waldreichen Hügellandschaft, deren merkwürdiger Name wahrscheinlich aus der verballhornten französischen Bezeichnung (Aux Arks/Aux Arcs) hervorging.<sup>23</sup> Die Great Lakes im Norden, die sich die USA heute mit Kanada teilen, wurden nicht nur zur Bezeichnung der fünf gigantischen Seen, angefangen mit dem nördlich gelegenen Lake Superior und den sich nach Süden und Osten fortsetzenden Seen Michigan, Huron, Erie und Ontario. Sie erfassten als Sammelbezeichnung vielmehr auch die angrenzenden Bundesstaaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Wisconsin und Minnesota. Die Großen Seen mit den gigantischen Niagara-Fällen zwischen dem Erie- und Ontario-See als beeindruckendem landschaftlichen Höhepunkt bildeten seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zunächst auch den wichtigsten Standort für die zweite Industrialisierungsphase, als Elektrizität zum entscheidenden Energielieferanten wurde und sich vor allem Wasserkraft für die energiehungrige elektrochemische Industrie anbot.

Südlich und westlich davon fanden die Siedler die sogenannten Großen Ebenen, die im Süden mit Texas wieder auf den Golf von Mexiko, im Westen auf die bis zu 6000 Meter aufragende Hochgebirgskette der Rocky Mountains treffen. Die in der Mitte der USA liegenden Great Plains waren lange Zeit neben den Ureinwohnern nur jenen wenigen Weißen näher bekannt, die als Fallensteller oder Jäger die Gegenden auf eigene Faust durchstreiften, mit den Indianern Handel trieben oder hin und wieder sogar mit ihnen zusammenlebten. Das waren seit dem 16. Jahrhundert nicht zuletzt Franzosen, die das damals noch französische Kolonialgebiet Louisiana oder La Nouvelle-France besiedelten, das zunächst vom Golf von Mexiko im Süden bis hinauf zur heutigen kanadischen Grenze fast über die gesamten Great Plains reichte. Das noch heute als besonders lebenslustig und leichtlebig, wenn nicht sogar verrucht geltende New Orleans – «The Big Easy» – mit seinem ursprünglich katholischen Karneval «Mardi Gras» war 1718 eine französische Gründung. Nach der Entdeckungsreise von René Robert Cavalier de La Salle, der 1685 einen Teil des verzweigten Mississippi erkundet hatte, startete 1804 in St. Louis die berühmte Expedition von Meriwether Louis und William Clark, die vor allem auf dem Missouri die Großen Ebenen durchquerte und erstmals wissenschaftlich dokumentierte. Sie führte durch die Rocky Mountains 1806 zum Pazifik im heutigen Bundesstaat Washington, südwestlich des heutigen Seattle (Fort Clatsop). Ökonomisch wurden die zunächst noch von riesigen Büffelherden durchstreiften Gebiete dann vor allem im 20. Jahrhundert zur Fleisch- und Getreidekammer der USA. Mit der bereits im 19. Jahrhundert einsetzenden Industrialisierung der Landwirtschaft erschlossen sich hier immer größere Nutzflächen. Die zunehmenden ökologischen Katastrophen, wie sie sich vor allem in den Staubstürmen der 1930er Jahre zeigten, machten allerdings auch die Folgen der rücksichtslosen Bewirtschaftung sichtbar.

Erinnerungsgeschichtlich ist der in Teilen auch «Mittlerer Westen» genannte Raum der Great Plains, der die heutigen Bundesstaaten North und South Dakota, Iowa, Nebraska, Kansas, Missouri, Oklahoma und Texas umfasst, wohl einer der wichtigsten für die USA. Hier – und in den im allgemeinen Sprachgebrauch «The Southwest» genannten Bundesstaaten New Mexico, Arizona, Utah und Nevada und einigen bereits zum Gebiet der Rocky Mountains zählenden Bundestaaten wie Montana – sind die wohl größten Mythen der bis 1890 nach Westen wandernden Frontier, des «Wilden» oder «Alten Westens» zu finden. Am Little Bighorn (heute Montana), nicht weit westlich der Black Hills, der heiligen



Berge der Sioux in South Dakota, wurde 1876 General George Custer von den vereinigten Sioux-Stämmen unter den Häuptlingen Crazy Horse, Sitting Bull und Big Foot besiegt. Wenige Kilometer von dem wesentlich berühmteren Mount Rushmore National Memorial, wo seit 1941 vier in den Fels geschlagene Präsidentenporträts (Washington, Jefferson, Theodore Roosevelt, Lincoln) als «Heiligtum der Demokratie» (Shrine of Democracy) auf Touristenscharen herabschauen, wurde auch ein gigantisches Denkmal für Crazy Horse begonnen, das allerdings längst noch nicht vollendet ist. Hier im eigentlichen «Wilden Westen» lebten Billy the Kid, Wyatt Earp und Doc Holiday und lagen die «Cattle-» oder «Cow Towns» wie Abilene oder Wichita in Kansas, wo sich die Cowboys auf dem Weg über den «Cattle Trail» zu den großen Schlachthöfen in Chicago austobten. Weiter im Südwesten, wo Silbervorkommen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Boomtowns wie das berühmte Tombstone, den «Grabstein», in Arizona fast über Nacht entstehen ließen, ging es ähnlich zu. Quer durch Southwest zog sich auch der «Outlaw Trail» von Montana im Norden bis hinunter nach Arizona, der Fluchtweg berühmter Gesetzloser wie Butch Cassidy und Sundance Kid. Die Big Horn Mountains in Wyoming waren ein ebenso legendäres Versteck ihrer «Hole-in-the-Wall-Bande» wie der «Robbers Roost» in Utah. Keine Überraschung also, dass hier viele der großen, von Hollywood bis in die weltweit bekannten Fernsehserien wie *Bonanza*, *High Chaparral* und *Gunsmoke* verfilmten Abenteuer der «Pionierzeit» spielten. Gerade die grandiosen Landschaften des Monument Valley in Utah mit seinen atemberaubenden Felstürmen wurden zum bevorzugten Schauplatz weltweit bekannter Western wie *Once upon a Time in the West* (*Spiel mir das Lied vom Tod*). Nicht zuletzt sind Wyoming und Montana das Gebiet eines der größten «Supervulkane» der Welt, dessen Aktivitäten sich vor allem im Yellowstone National Park (Wyoming) mit beeindruckenden Geysiren wie dem Old Faithful zeigen.

Westlich davon, aber immer noch im Südwesten, schließt sich Nevada an, das seine größte Berühmtheit erst im 20. Jahrhundert erlangt hat. Las Vegas ist seit der Erteilung der Glückspiellizenz 1931 wohl die bekannteste Spielerstadt der Welt und wegen ihrer im amerikanischen Vergleich liberalen Sittengesetze auch eine der verruchtesten: Nevada ist der einzige US-Bundestaat, in dem man die Prostitution legalisierte. Mit den nicht weit entfernten militärischen Testgebieten wurde Nevada aber auch zur geheimnisumwitterten Geburtsstätte der ersten Atombombe, die die USA zur Supermacht werden ließ. Der Mythos um das hochgeheime



«In Las Vegas ist immer etwas los!» Werbung aus dem Jahr 1952 für das ultimative amerikanische Vergnügungszentrum mit Spielbanken und Atombombe

Area 51, wo während des Kalten Krieges Waffen getestet wurden, beschäftigt die Phantasie nicht nur der Buch- und Filmautoren bis heute. Auf der Grenze zu Arizona befindet sich aber auch der gigantische Boulder-Damm (Hoover Dam), dessen Stausee auch das energiehungrige Las

Vegas mit Elektrizität und Wasser versorgt. Der Bundesstaat Colorado, der das Quellgebiet des Colorado River, den man hier bändigt, beheimatet, gehört allerdings bereits zu der landschaftlich nicht weniger atemberaubenden geographischen Region der Rocky Mountains, zu der auch die Bundesstaaten Montana und Wyoming zählen. Spektakulär fräst sich der Colorado River in Arizona, nachdem er bereits Utah durchquert hat, tief in den weichen Sandstein des Grand Canyon, um schließlich aufgrund der enormen Wasserentnahme nur noch mehr oder weniger als Rinnsal in den Golf von Kalifornien zu münden.

Den nordwestlichen Abschluss des Gebiets der USA bildet die Region Pacific Northwest mit den Staaten Oregon und Washington, wo sich heute, nach dem Boom der Flugzeug- und Atomindustrie des Kalten Krieges, ebenso wie im südlich anschließenden Bundesstaat California, vor allem die Computerindustrie angesiedelt hat. Mit grandiosen Naturparks wie dem Yosemite National Park, Sehenswürdigkeiten des American Dream wie Hollywood und San Francisco ist Kalifornien das ultimative Traumziel vieler Amerikaner geworden. Auch deswegen ist der Zuzug nur noch beschränkt möglich. Im Süden endet auch die wohl berühmteste Straße der USA, die von Chicago nach Los Angeles führende Überlandstraße Route 66, auf der Wirtschafts- und Umweltflüchtlinge der 1930er Jahre das schon damals gelobte Land Kalifornien erreichten.

Die beiden außerhalb des zusammenhängenden nordamerikanischen Staatsgebiets, der sogenannten Continental oder Contiguous (auch: Coterminous/Conterminous/CONUS/Lower 48) United States, liegenden Bundesstaaten, das 1867 von Russland erworbene Alaska und das 1898 im Verlauf des Kriegs mit Spanien besetzte Hawaii, wurden beide 1959 als Exklaven in die Union aufgenommen, wobei Alaska bis heute gleichzeitig die weltweit größte Exklave eines Staates ist. Hinter den «Lower 48» etwas in den Hintergrund gerückt, tauchte Alaska vor allem mit dem großen Goldrausch am Klondike River, der seinen Höhepunkt 1897/98 erreichte, in der öffentlichen Wahrnehmung auf. Ebenfalls eher in den Hintergrund rückte – zumindest bis zur Wahl des dort geborenen amtierenden US-Präsidenten Barack Obama – der Bundesstaat Hawaii. Nach wie vor ist er für die meisten Amerikaner wohl vor allem als pazifisches Urlaubs- und Surferparadies bekannt, wenngleich er von der US-Regierung bereits seit dem 19. Jahrhundert als unverzichtbare Flottenbasis betrachtet wurde. Aus diesem Grund erhielten die Inseln im Gegensatz zu vergleichbaren Gebieten – etwa Puerto Rico oder Guam – den vollen Mitgliedsstatus der Union. Durch den japanischen Angriff auf den ame-

rikanischen Stützpunkt Pearl Harbor 1941 ist Hawaii aber heute gleichzeitig einer der wichtigsten Erinnerungsorte der USA.

Neben den fünfzig Bundesstaaten verfügen die USA über Territorien, die nicht oder noch nicht nach Artikel IV der US-Verfassung als Bundesstaaten aufgenommen worden sind, aber teilweise einen speziellen Status besitzen. Dazu gehört vor allem Puerto Rico, das wie Hawaii während des Kriegs mit Spanien 1898 besetzt wurde, aber als Freistaat nur eine privilegierte Beziehung zu den USA erhielt. Seit dem Jones-Shafroth Act von 1917 besitzen Puerto Ricaner sogar die amerikanische Staatsbürgerschaft, jedoch kein Stimmrecht bei den Präsidentschaftswahlen. Das gilt nicht zuletzt für den einzigen Abgeordneten aus Puerto Rico, der zwar im Repräsentantenhaus amtiert, aber eben ohne Votum. Puerto Rico gehört damit zu den privilegierten «Insular Areas of the United States», den Außen- oder Mandatsgebieten der Vereinigten Staaten. Politisch vergleichbar ist seit 1912 nur noch das Palmyra-Atoll, ein sogenanntes Inkorporiertes (nicht-organisiertes) Territorium (Incorporated Unorganized Territory), dessen Einwohner ein eingeschränktes Wahlrecht bei den Vorwahlen besitzen.

Zu den Außengebieten der USA in der Karibik zählen außerdem die United States Virgin Islands (Amerikanische Jungferninseln, 1917 von Dänemark gekauft) und die Insel Navassa als eine der sogenannten United States Minor Outlying Islands (Kleinere Außeninseln), die unter Berufung auf den Guano Island Act 1857 in Besitz genommen worden war. In unklarem internationalen Status befindet sich in der Karibik auch ein von den USA genutzter Teil Kubas, auf dem die USA seit 1898 den Stützpunkt Guantánamo betreiben, der von Washington als außerhalb des amerikanischen sowie des internationalen Rechts stehend angesehen und zur Umgehung etablierter völkerrechtlicher Regeln benutzt wird.

Alle weiteren nicht-inkorporierten Insular Areas der USA befinden sich ausnahmslos im Pazifik. Dazu gehören neben Guam, das ebenfalls 1898 von Spanien an die USA gefallen war, Amerikanisch-Samoa, das Washington 1899 als Kolonialgebiet in Besitz nahm, sowie die Nördlichen Marianen, die 1945 im Auftrag der UNO aus japanischer in die US-Verwaltung übergegangen waren und seit 1978 als Außengebiet gelten. Hinzu kommen die «Minor Outlying Islands» im Pazifik. Dazu zählen die Baker- (1856), Howland- (1856), Jarvis- (1856) und Midwayinseln (1867), das Johnston- (1859) und Wake-Atoll (1899) sowie das Kingman Riff (1860). Mit Ausnahme des Wake-Atoll und des Kingman Riff, die beide als Flotten- und Luftwaffenstützpunkte ohne besondere Begrün-

derung annektiert worden waren, hatte man alle anderen unter Hinweis auf den Guano Island Act besetzt. Insgesamt wurden mehr als fünfzig Territorien auf diese Weise übernommen. Während so eine Reihe annektierter Inseln nur zum Abbau von Dünger und als Reservoir für Salpeter, einen Bestandteil von Schießpulver, gebraucht wurden, andere als Stützpunkte dienten und einigermaßen unbeschadet weiterexistierten, wurden andere als militärische Versuchsgebiete zum Teil stark zerstört. In der Karibik traf dies die zu Puerto Rico gehörende Insel Vieques, die bis 2003 noch als Manövergebiet genutzt wurde, im Pazifik jene Inseln und Atolle, die man zu Atomtestgebieten erklärte, so etwa das Johnston-Atoll. Die verheerendsten nuklearen Versuchsreihen führten die USA allerdings in jenen Teilen des Pazifik durch, die, wie die Marshall-Inseln – zu denen auch das berühmte Bikini-Atoll gehört – nicht zu den Außengebieten der USA zählen, sondern lediglich als Treuhandgebiete im Auftrag der UNO verwaltet werden.

Wo Amerika geographisch liegt, wie sich seine Bevölkerung zusammensetzt oder seine politische oder Wirtschaftsgeschichte verlief, ist eine Sache. Viel schwieriger, nicht zuletzt auch mehr denn je für die Amerikaner selbst, ist die Frage, was eigentlich amerikanische Identität ausmacht und die Bürger der Vereinigten Staaten verbindet. Eine Antwort ermöglicht nur der Blick auf die amerikanische Geschichte seit der Kolonialzeit.



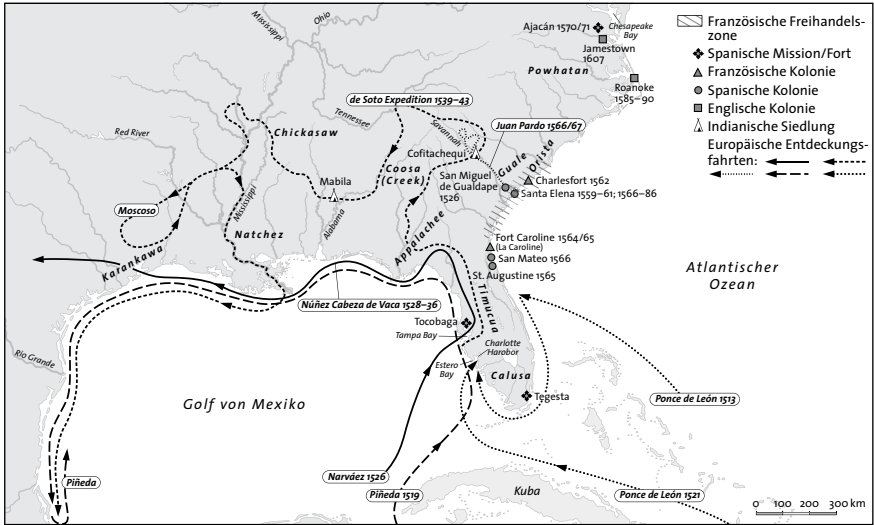
## **II. The City upon a Hill:**

### **Die Suche nach einer Neuen Welt 1585–1763**

#### **Die europäische Kolonisierung Nordamerikas**

Das Gebiet der heutigen USA, in das Europäer seit dem 16. Jahrhundert vordrangen und das sie schließlich auch systematisch erkundeten und besiedelten, war nicht unbewohnt. Wann und woher die ersten Siedler gekommen waren, ist bis heute umstritten.<sup>1</sup> Die völlig unterschiedlichen Sprachen der indigenen Bevölkerung legen nahe, dass die ersten Siedler nicht nur in mehreren Wellen aus Nordasien und vielleicht sogar aus anderen Teilen der Welt gekommen waren, sondern ihre Zuwanderung weit früher stattgefunden haben muss als in den von der Forschung lange Zeit angenommenen 12 000 Jahren. Schätzungen gehen heute davon aus, dass die ersten Siedler vor bis zu 40 000 Jahren den Doppelkontinent erreichten.<sup>2</sup> Auf diese indigene Bevölkerung, die «Native Americans», «First Nations» oder «Indians» (Indios), wie man sie damals aufgrund des alten Missverständnisses nannte, das bereits auf Columbus und seinen Plan, den Seeweg nach Indien zu erkunden, zurückging, waren verschiedene europäische Entdecker gestoßen.<sup>3</sup>

**Frühe Expeditionen und Besiedlungen** Über fünfhundert Jahre vor den vor allem aus Süd- und Mittelamerika vordringenden spanischen Expeditionen hatten Wikinger unter anderem auf Neufundland ihr Lager aufgeschlagen. Zu einer dauerhaften Besiedlung war es jedoch ebenso wenig gekommen wie beim kurzfristigen Aufenthalt des Entdeckers Giovanni Caboto, der unter seinem englischen Namen John Cabot Ende des 15. Jahrhunderts den Norden der Neuen Welt erkundete und nun offiziell die Insel für die englische Krone in Besitz nahm. Die wenig später folgenden spanischen Erkundungsfahrten von Juan Ponce de León 1513 und Pedro Menéndez de Avilés 1565, die den Machtanspruch Madrids auf Nord- und Südamerika unterstreichen sollten, trafen im heutigen Florida neben indianischen Stämmen auch bereits auf Siedlungen französischer Hugenotten.<sup>4</sup> Geduldet wurde das nicht. 1565 vertrieben die Spanier die



**Europäische Entdeckungsfahrten und Niederlassungen im nordamerikanischen Südosten**

Protestanten und machten die Orte dem Erdboden gleich. Aus dieser Zeit datieren auch die ersten Darstellungen der europäisch-indianischen Begegnungen in Nordamerika, die der französische Künstler Jacques Le Moyne de Morgue anfertigte. Auch Frankreich war schon früh in der Region aktiv und konnte bis ins 19. Jahrhundert sein Kolonialgebiet vom Golf von Mexiko bis ins heutige Kanada ausdehnen. Der französische König Franz I. war 1522 auch der Auftraggeber der besonders aufsehen erregenden Expedition von Giovanni da Verrazano. Sie traf 1524 im Gebiet des heutigen South Carolina auf weitere Ureinwohner, beschränkte sich dann aber auf den Seeweg entlang der Ostküste Richtung Neufundland. Zu groß war die Furcht vor einem Zusammenstoß mit den Spaniern. Verrazano hatte auch deshalb besonderen Einfluss auf die kommende europäische Besiedlung, weil er eine überaus positive Beschreibung der Neuen Welt hinterließ. Sie war dazu angetan, seine Nachfolger anzusporren, weil er von freundlichen Ureinwohnern ebenso schwärmte wie von reizvollen Landschaften im Gebiet zwischen dem heutigen Virginia Beach und dem Hudson River.

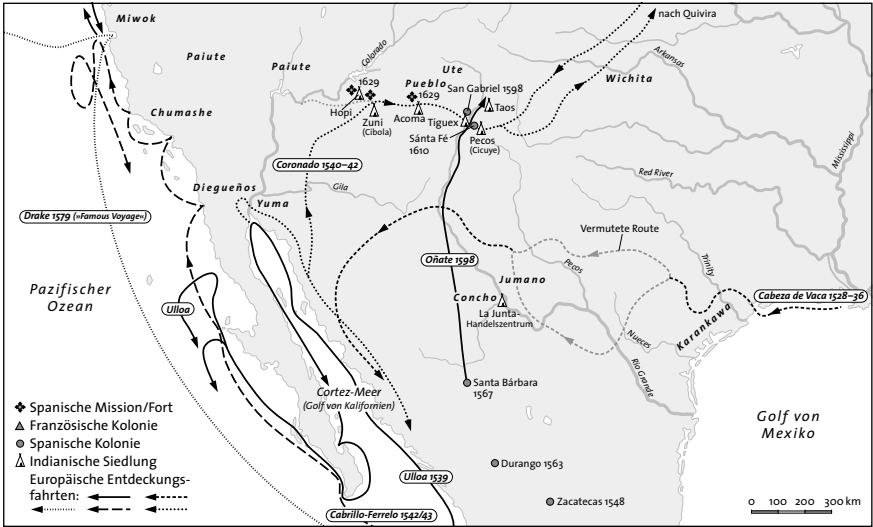
Die erste dauerhafte, wenngleich nicht erfolgreichste europäische Ansiedlung auf dem Gebiet der späteren USA entstand 1565 mit dem spani-





**Bilder aus der Neuen Welt** Die «Lost Colony» Roanoke in der Darstellung von John White (um 1590)

schen Fort St. Augustine an der Nordostküste Floridas, das noch Menéndez nach der Vertreibung der Protestanten in Auftrag gegeben hatte, um den Machtanspruch Madrids zu markieren. Das schloss den weiteren Ausbau der katholischen Missionsgebiete ein, die von Mittelamerika her auch den heutigen Südwesten und Westen der USA erfassten. Die Spanier beließen es dann allerdings bei einigen wenigen Außenposten, zumal diese, wie Santa Fe im heutigen Bundesstaat New Mexico, nur mühsam gegen die dort ansässigen Indianerstämme gehalten werden konnten. Als Missionen nördlich des Rio Grande entstanden bis ins 18. Jahrhundert unter anderem San Antonio im heutigen Bundesstaat Texas (1718) sowie die im heutigen Kalifornien liegenden Städte San Diego (1769), San Francisco (1776) und Los Angeles (1781). Auch an der Westküste trafen Engländer und Spanier früh aufeinander, wenngleich eine direkte Konfrontation nicht stattfand. Francis Drakes Weltumsegelung, die sogenannte Famous Voyage zwischen 1577 und 1580, führte ihn, nachdem er Kap Hoorn umschiffte, auch an die Westküste der späteren USA. Der Ort ist unbekannt, möglicherweise war es eine Bucht nordwestlich des heutigen San Francisco, die man heute noch «Drake's Bay» nennt. Dort begegnete er Angehörigen vom Stamm der Miwok (Miwuk) und legte wohl eine kleine Befestigung an. Der zweite, dessen Expedition an die



**Europäische Entdeckungsfahrten und Niederlassungen im nordamerikanischen Südwesten**

Westküste in die Annalen einging, war der Abenteurer Sebastián Vizcaíno, der 1602 die Gegend zwischen dem heutigen San Diego und Monterey erreichte und auf den Karten verzeichnete.

**Handelsniederlassungen** Dort, wo Verrazano 1524 an der Ostküste entlang gesegelt war, gingen seit dem Ende des 16., dann aber vor allem seit Beginn des 17. Jahrhunderts andere europäische Nationen mehr oder minder zielgerichtet an die Gründung von dauerhafteren Handelsniederlassungen und Kolonien. Zu ihnen gehörten vor allem Engländer, Franzosen, Holländer und Schweden. Die Anschubfinanzierung übernahmen häufig sogenannte Colonizers, private Kolonisationsunternehmer, die für die vielen europäischen Handelsgesellschaften im Auftrag oder mit Genehmigung (Charters) europäischer Monarchen gezielt Stützpunkte auch in Nordamerika aufbauten. Sie brachten ihre Kolonisten (Colonists) in der Regel selbst mit oder siedelten sie später gezielt an, um den Ort am Leben zu halten, denn nur so konnte auch der Machtanspruch gegenüber den europäischen Konkurrenten begründet werden. Dass diese Kolonien keine wirklichen Sehnsuchtsorte waren, ist schon daran abzulesen, dass man dazu übergehen musste, auch Häftlinge zwangsweise zu verschiffen.

Der Mangel an Frauen blieb von Anfang an ein besonderes Problem. In den französischen Gebieten kamen Heiratsmärkte in Mode, auf denen die sogenannten Filles du Roi, «die Töchter des Königs», faktisch an den Meistbietenden verschachert wurden. Sie waren jenseits moralischer Erwägungen ein wichtiges Instrument, um mit mehr Geburten die Kolonien von der Zuwanderung unabhängiger zu machen. Nach und nach sammelten sich in den Kolonien eine Fülle von Siedlern weiterer Nationen, schließlich auch Finnen, Dänen, Deutsche und Polen. Neben diesen um Kolonien und Handelsplätze konkurrierenden Europäern waren vor der Küste Neufundlands im 16. Jahrhundert auch Portugiesen und Basken aktiv, die aber lediglich saisonweise die reichen Fischgründe aufsuchten.

**Anwerbung und Einwanderung** Über die Art, wie Anwerbungen von Kolonisten in Europa seit Ende des 16. Jahrhunderts verliefen, ist man durch viele Berichte informiert. Legal arbeitende, aber auch viele unredliche Agenten organisierten regelrechte Werbetouren quer durch Europa. Sie verstanden sich als Makler, die für jeden neuen Siedler eine Prämie erhielten und daher faktisch alles versprachen. Broschüren priesen die Neue Welt in den hellsten Farben an. Den häufig auf kleinen, unrentablen Gehöften als Knechte oder Lohnarbeiter tätigen Auswanderungswilligen versprach man in erster Linie ein leichteres und freieres Leben. Schriften wie *Der Nunnehro in der Neuen Welt vergnügt und ohne Heim-Wehe lebende Schweitzer* aus dem Jahr 1734 oder die im folgenden Jahr gedruckte *Neue Nachricht alter und neuer Merkwürdigkeiten, enthaltend ein vertrautes Gespräch und sichere Briefe von der Landschaft Carolina* zeichneten ein paradiesisches Land in Übersee: «Die Kühe wandern auf vollkommenen Weiden über das ganze Jahr und Honig findet sich über das ganze Jahr in hohlen Bäumen. Wilde Truthähne finden sich in Schwärmen von fünfhundert, Gänse – die einige Farmer in Herden von bis zu zweihundert halten – nutzt man, sofern man mag [...] für Federbetten. Wie zum Spiel stecken Bisons ihre Köpfe durch die Fenster der Blockhäuser und warten nur darauf, geschossen zu werden, Wölfe sind niemals so groß wie in Europa und können gezähmt werden», hieß es dann zum Beispiel.<sup>5</sup>

Nachdem bereits im 17. Jahrhundert immer mehr Kolonisten ihre Passage mit Krediten und durch die Verpflichtung, diese in der Neuen Welt als Schuldknechte, als «Indentured Servants», abzuarbeiten, erlangt hatten, wurde in den 1720er Jahren das sogenannte Redemptionssystem in den europäischen Ländern zum Standard, weil es selbst den

Ärmsten die Überfahrt erlaubte. Der Kredit des Schiffskapitäns wurde nach der Überfahrt mit der Ableistung eines Dienstes als Knecht, Magd, Handwerker oder Arbeiter, der in der Regel vier Jahre dauerte, zurückgezahlt. Bis zu zwei Drittel der deutschen Auswanderer erreichten im 18. Jahrhundert auf diese Weise die Neue Welt, wenn auch unter Qualen.<sup>6</sup> «Es werden die Menschen teils in Rotterdam, teils in Amsterdam in die großen Seeschiffe sehr nahe, bald so zu sagen wie Heringe zusammen geladen. Da wird einer Person kaum zwei Fuß breit und sechs Fuß lang Platz in der Bettstatt gelassen, weil so manches Schiff vier, fünf bis 600 Seelen fährt ... Wenn die Schiffe in Alt-England gemeiniglich bei der Stadt Kaupp ihren Anker das letzte Mal aufgehoben, da geht erst recht das Elend und die lange Seefahrt an. Denn von da müssen die Schiffe oftmals erst nach acht, neun, zehn bis zwölf Wochen nach Philadelphia fahren, wenn man nicht guten Wind hat. Aber auch bei dem besten Wind währt die Fahrt sieben Wochen. Während der Seefahrt aber entsteht in denen Schiffen ein jammervolles Elend, Gestank, Dampf, Grauen, Erbrechen, mancherlei Seekrankheiten, Fieber, Ruhr, Kopfweh, Hitzen, Verstopfungen des Leibes, Geschwulsten, Scharbock [Skorbut], Krebs, Mundfäule, und dergleichen, welches alles von alten und sehr scharf gesalzenen Speisen und Fleisch, auch von dem sehr schlimmen und wüsten Wasser herrührt, wodurch viele elendiglich verderben und sterben. Dazu kommt ferner Mangel der Lebensmittel, Hunger, Durst, Frost, Hitze, Nässe, Angst, Not, Anfechtung und Wehklagen nebst anderem Ungemach ... Dieser Jammer steigt alsdann aufs höchste, wenn man noch zwei bis drei Tag und Nacht Sturm ausstehen muss, dabei jeder-mann glaubt, dass das Schiff samt den Menschen werde zu Grunde gehen. ... Unter den gesunden Menschen wird manchmal die Ungeduld so groß und grausam, dass einer den andern oder sich und seine Geburt verflucht. ... Mancher seufzt und schreit: «Ach! wäre ich wieder zu Hause und läge nur in meinem Schweinestall.»<sup>7</sup>

Die Reise nach Nordamerika konnte individuell oder im Rahmen einer organisierten Gruppe erfolgen. Ganze Dorfgemeinschaften begaben sich auf den Weg. Beliebte waren auch Kettenwanderungen, die den den schon ausgewanderten Bekannten folgten. Dies führte in der Neuen Welt bis weit in das 20. Jahrhundert dazu, dass ganze Stadtviertel oder Dörfer nicht nur aus einer europäischen Region stammten, sondern auch ihre Muttersprache pflegten. Selbst die berühmte Fahrt der «Mayflower» mit den sogenannten Pilgervätern (Pilgrims) 1620, die bis heute einen wesentlichen Teil des amerikanischen Mythos ausmacht, war nichts an-

deres als die organisierte Gruppenauswanderung einer religiösen Gemeinschaft. In größerem Stil fanden kollektive Auswanderungen dann im 18. Jahrhundert statt – befeuert durch Seuchen, Hungersnöte oder Kriege. Besonders große Wellen von Massenauswanderungen, speziell aus Deutschland, erreichten die Neue Welt etwa nach dem Ende des Pfälzischen Erbfolgekrieges, vor allem 1709, nach dem Österreichischen Erbfolgekrieg seit 1749 und nach dem Beginn des Siebenjährigen Krieges 1756, der weit nach Übersee ausstrahlte. Auch nach seinem Ende 1763 ging die Auswanderungswelle aus Europa weiter. Allein aus Deutschland erreichten in den knapp fünfzig Jahren zwischen 1727 und 1775 rund 330 Schiffe den zentralen Hafen für das überdurchschnittlich häufig von Deutschen angesteuerte Philadelphia in Pennsylvania.<sup>8</sup> Ein bis heute wenig beachtetes Kapitel blieb die gescheiterte Auswanderung, die bereits seit dem 18., dann vor allem aber im 19. und 20. Jahrhundert Zehntausende wieder zurück in ihre alte Heimat führte.

Trotz aller Bemühungen gelang der Erhalt der Kolonien nicht immer. Die Erfolge der mehreren Dutzend im 17. Jahrhundert bereits weltweit tätigen europäischen Handelsgesellschaften blieben unterschiedlich. In Nordamerika gingen allerdings mit New York, Virginia, Delaware und Massachusetts allein vier der legendären «13 Kolonien» aus solchen Gründungen hervor. Das Gebiet der Vereinigten Staaten entstand zwar letztendlich aus den Initiativen vieler europäischer Staaten, was sich bis heute in der teils merkwürdigen Grenzziehung der US-Bundesstaaten niederschlägt. Ohne die Durchsetzung der nachdrücklicher und aggressiver auftretenden englischen Interessen im nordamerikanischen Kolonialgebiet schon vor der Unabhängigkeitserklärung 1776 wäre allerdings die einheitliche Nationenbildung unmöglich gewesen.

**Niederländische Niederlassungen** Die Geschichte der einzelnen Kolonien zeigt das deutlich. Die niederländische Kolonie Nieuw Nederland (Neu-Niederlande) der Niederländischen Westindien-Kompanie mit dem Verwaltungssitz Nieuw Amsterdam, dem späteren New York, war zwar 1621 auf holländische Initiative entstanden. Zuvor hatten die Holländer bereits 1609 den erfahrenen englischen Kapitän Henry Hudson angeworben, der zuvor auch bereits für eine Londoner Handelsgesellschaft, die English Muscovy Company, versucht hatte, die berühmt-berüchtigte Nordwestpassage vom Atlantik zum Pazifik zu erschließen, um China von Europa aus leichter zu erreichen. Durch Eis und eine unwillige Mannschaft gehindert, war auch er schließlich umgekehrt und an den

später nach ihm benannten Hudson River gekommen. Hier lebten zu diesem Zeitpunkt Stämme, deren Herkunft zwar heute nicht mehr einwandfrei geklärt werden kann. Vielleicht waren es die Munsee aus der Gruppe der Lenni Lenape (Delawaren), vielleicht aber auch die Algonkin. Hudsons Berichte aber hatten in Holland so vielversprechend geklungen, dass von dort nun verschiedene weitere Expeditionen auf den Weg geschickt wurden. Bis 1614 segelten unter anderen die holländischen Kapitäne Adriaen Block und Hendrick Christiaensen in diesem Gebiet und bauten nebenbei auch den Handel mit den dort ansässigen Indianerstämmen aus. Block war auch der erste, der die damals erkundeten und beanspruchten Gebiete kartographisch unter dem Namen Nieuw Nederland erfasste. Auf Blocks und Christiaensens Initiative ging auch die Gründung der «Compagnie van Nieuw Nederland» (Neu-Niederlande-Gesellschaft) kurz danach hervor. Ihre von den niederländischen Generalstaaten verliehene Konzession erlaubte Expeditionen und Handel zunächst bis 1617 und schuf damit auch die Grundlage für die vier Jahre später gegründete «Niederländische Westindien-Handelsgesellschaft» (Geocroyeerde West-Indische Compagnie), die seit 1621 die Geschäfte besorgte.

Dass sich die Holländer für die Gründung einer eigenen Kolonie und eine dauerhafte Besiedlung entschieden, war jedoch nicht zuletzt auch eine Reaktion auf den wachsenden Druck von außen: Der Ausgang des seit 1568 andauernden Unabhängigkeitskampfes gegen die Spanier war ungewiss, und die in Nordamerika bereits aktiven Engländer drängten auch in die von den Holländern beanspruchten Gebiete. Die ersten niederländischen Kolonisten wurden Anfang der 1620er Jahre im Raum zwischen dem heutigen Delaware River im Süden und dem Hudson River und dem Connecticut River im Norden angesiedelt. Die nordwestliche Grenze bildete seit 1624 das Fort Oranje, das das 1614 gegründete Fort Nassau ersetzte. Im Norden der Festung entstand 1652 der Ort Beverwyck. Beide bildeten den Grundstock für das heutige Albany im Staat New York.

1625 baute man zusätzlich das Fort Nieuw Amsterdam, das rasch sicherheitstechnisch aufgerüstet wurde. Unter anderem richtete man noch im selben Jahr ein Polizeibüro (später: Sheriff's Office) ein, das so erfolgreich arbeitete, dass andere Kolonien ähnliche Einrichtungen etablierten. Nieuw Amsterdam stieg zum Verwaltungszentrum der Kolonie Nieuw Nederland auf. Die dazugehörige «hügelige Insel» Manna-hatta (englisch: Manhattan), auf der Gouverneur Willem Verhulst zunächst rund einhundert wallonische Protestanten ansiedelte, die aus den spanisch kontrollier-

ten Gebieten der Vereinigten Niederlande ausgewiesen worden waren, erwarb man für einige Gebrauchsgegenstände im Wert von etwa sechzig Gulden vom dort lebenden Stamm der Wappinger. Dass diese allerdings davon ausgingen, dass das Land ohnehin niemandem gehöre und daher eigentlich auch nicht verkauft oder erworben werden könne, ließ bereits einen der gravierendsten Grundkonflikte zwischen Ureinwohnern und Neuankömmlingen erkennen, machte aber gleichzeitig klar, dass sich die Indianer keineswegs übervorteilt fühlten. Ob diese legendären Verhandlungen tatsächlich der dritte Gouverneur, Peter Minuit, führte, wie die Legende es will, ist historisch nicht mehr zu klären.

Sicher ist aber, dass Minuit ein außergewöhnlicher Mann und ein bemerkenswerter Pragmatiker war. Als er von der Westindischen Kompanie 1632 entlassen wurde, wechselte er zur schwedischen Handelskonkurrenz «Skeppskompaniet» und gründete nun für diese eine Kolonie direkt in jenem Gebiet, das Nieuw Nederland eigentlich für sich reklamierte. 1638 später gab es bereits die Kolonie Nya Sverige, Neu-Schweden, am Delaware. Angesiedelt wurden hier außer Schweden auch Finnen, Deutsche und nicht zuletzt Niederländer. Absehbarerweise führte die schwedische Machtdemonstration zum Konflikt mit dem benachbarten neuen niederländischen Gouverneur. Langfristig gesehen war Neu-Schweden, das in den 1640er Jahren auf etwa sechshundert Personen anwuchs, aber gegenüber den Holländern kaum konkurrenzfähig. Als es seit 1647 mit dem neuen Generaldirektor der Niederländischen Westindien-Kompanie in Nieuw Nederland, Peter (Petrus) Stuyvesant, zu ernsthafteren Konflikten kam, unterlagen die schwedischen Stützpunkte auch rasch. Das besiegelte gleichzeitig auch das Ende der Stockholmer Kolonialpläne in Amerika.

Aber auch das siegreiche Nieuw Nederland konnte sich nicht mehr lange gegen die noch dominanter auftretenden englischen Kolonialbestrebungen behaupten. Nieuw Amsterdam war zwar seit 1653 eine richtige Stadt mit Stadtrechten und Befestigungen. Knapp zehn Jahre später wurde es aber noch vor Beginn des entscheidenden Seekriegs zwischen England und den Niederlanden von einem englischen Expeditionskorps nahezu kampflos erobert. Fortan nannten es die Engländer demonstrativ New York, wenngleich der endgültige Sieg über die Niederländer und die Unterzeichnung des Vertrags von Westminster erst 1674 folgte. Warum Nieuw Amsterdam nicht oder kaum verteidigt wurde, blieb bis heute umstritten. Doch dürfte ein wichtiges Motiv für die Selbstaufgabe in der seit Jahren rasant gewachsenen Unbeliebtheit Stuyvesants zu finden sein. Der kompromisslose Gouverneur hatte nach und nach alles verboten, was

seinen strengen calvinistischen Überzeugungen widersprach, und sich entsprechend viele Feinde gemacht. Die Einwanderung von Juden und Quäkern war ebenso untersagt worden wie der profitable Alkoholverkauf an die Ureinwohner. Vor allem aber verschärfte die massiven Steuererhöhungen die Widerstände in der Bevölkerung, insbesondere bei den auch politisch mächtigen Großgrundbesitzern und im Rat der Stadt. Die enorm hohe Zahl von Abwanderungen in Richtung der benachbarten, englisch kontrollierten Gebiete wie Virginia, zeigt wohl am deutlichsten, wie unbeliebt Stuyvesant am Ende der Kolonie Nieuw Nederland geworden war.

**Englische Kolonien** In Virginia, in die nach der «jungfräulichen Königin» Elisabeth I. benannte weitere erfolgreiche Kolonie der Engländer, die dann auch den Unabhängigkeitskrieg und die Gründung der USA seit 1776 entscheidend mittrug, waren die frühesten englischen Siedlungen bereits am Ende des 16. Jahrhunderts entstanden. Als Virginia bezeichnete man damals ein Gebiet, welches weit über den heutigen Bundesstaat hinaus West Virginia, South Carolina, Tennessee, Ohio und Kentucky umfasste. Auch bei den Engländern war es zunächst eher der Elan einzelner Persönlichkeiten, der die Besiedlung vorantrieb. Elisabeth I. hatte schon 1578 dem zuvor bei der Unterwerfung Irlands bewährten Offizier Humphrey Gilbert einen Freibrief ausgestellt, der nach rund zwölf Jahren endlich in die Erlaubnis mündete, eine eigene Expedition in die Neue Welt zu führen. Nachdem er zunächst wie so viele andere an ungünstigen Wetterverhältnissen gescheitert war, erreichte Gilbert 1583 Neufundland, das er nach John Cabot nun nicht nur noch einmal für die englische Krone in Besitz nahm, sondern ausdrücklich auf die Anglikanische Kirche verpflichtete. Auch die nach seinem Tod im selben Jahr von seinem Halbbruder Walter Raleigh 1584 begonnene Expedition zur Ostküste endete zunächst noch unbefriedigend. Erneut aber erreichten Europa vielversprechende Bilder, die die Exotik der Neuen Welt illustrierten. Der die Expedition begleitende Zeichner und Maler John White fertigte Skizzen vom Alltag der Indianer, aber auch zur europäisch-indianischen Begegnung.<sup>9</sup> Die Gründung der ersten Niederlassung, Roanoke, dagegen stand 1585 unter einem denkbar schlechten Stern. Nicht nur die Motivation der Siedler war diesmal extrem schwach, sondern auch der Ort ungünstig ausgewählt. Das Ende der später die «Verlorene Kolonie», «Lost Colony», genannten Ansiedlung kam wohl vor allem, weil es erst Jahre später gelang, Versorgung aus dem Mutterland zu schicken. Offi-





**Bilder aus der Neuen Welt**  
Zusammentreffen von  
Kolonisten und Indianern  
nach John White

ziere und Mannschaften, die 1587 mit White noch einmal das Siedlungsgebiet aufsuchten, fanden statt der Siedler nur noch einen verlassenen Ort, der offensichtlich sogar teilweise mutwillig zerstört worden war. Tatsächlich hatten sich die sich selbst überlassenen Siedler schlicht davongemacht. Es konnte nicht einmal mehr ermittelt werden, wo sie geblieben waren. Der in den Resten der Siedlung auf einem Holzstück entdeckte Hinweis «Croatoan» deutet wahrscheinlich auf eine Insel im heutigen South Carolina hin, auf die die Siedler möglicherweise geflohen waren. In der kollektiven Erinnerung der US-Amerikaner blieb Roanoke allerdings nicht nur aus diesem Grund, sondern auch, weil Whites Tochter Eleanore Dare in Roanoke ihre Tochter Virginia und damit die erste nachgewiesene europäische «Amerikanerin» zur Welt brachte. Bis heute bietet das Geheimnis findigen Geschäftemachern ein breites Betätigungsfeld und ist nicht zuletzt ein fruchtbares Thema für Literaten. Jamestown, die 1607 auf einer Flussinsel in Virginia gegründet und nach dem englischen König James I. benannte Siedlung, wurde als Nach-

folgerin Roanokes erfolgreicher und konnte sich als erste ständig bewohnte englische Kolonie in Nordamerika halten. Aber auch hier überlebten die Kolonisten das Gründungsjahr nur knapp.

Die Briten setzten sich bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges 1763 auch gegen die seit damals über 150 Jahren sehr aktiven französischen Kolonialbestrebungen in Nordamerika durch. Den Franzosen war es seit der Gründung von Quebec 1608, einer Niederlassung für den Pelzhandel im heutigen Kanada, gelungen, allmählich ihr Einflussgebiet nach Süden auszudehnen und sich dort vorerst gegen die Engländer zu halten.<sup>10</sup> Zu dem ab 1663 etablierten Herrschaftsgebiet Nouvelle-France (Neu-Frankreich) gehörten zur Zeit seiner größten Ausdehnung 1712/13 die Kolonien Canada mit Quebec, das östlich davon gelegene Acadie, Terre-Neuve (Neufundland) sowie ein Territorium, das sich um ein 1610 von Henry Hudson erstmals beschriebenes Binnenmeer zog. Die dort lebenden Stämme der Inuit nannten es Kangiqsualuk Ilua, und es erhielt nun von den Europäern den Namen Hudson Bay. Nach Süden dehnte sich das französische Kolonialgebiet über die Großen Seen aus, Landschaften, die die Franzosen Pays d'en Hauts und Pays des Illinois nannten, und stieß erst weit im Süden mit dem Territorium Louisiane auf den Golf von Mexiko und damit an das spanische Herrschaftsgebiet.

**Frankreich** Das französische Imperium in Nordamerika erhielt im 18. Jahrhundert bereits einen gravierenden Schlag, als Großbritannien an der Seite Preußens mit dem Frieden von Paris 1763 siegreich aus dem «global» geführten Siebenjährigen Krieg hervorging. In den nordamerikanischen Siedlungsgebieten war dieser «Franzosenkrieg» als eine Art Stel lungskrieg ausgetragen worden, in dem zwischen 1754 und 1763 sowohl Briten als auch Franzosen indianische Alliierte rekrutierten, die den Kämpfen eine so besondere Qualität verliehen, dass sie auch als «Indianerkriege» in die Annalen eingingen. Wie heftig diese Auseinandersetzung nicht nur militärisch, sondern auch ideologisch geführt wurde, zeigte sich, als die französische Niederlage absehbar schien. Um eine Stärkung des protestantischen Großbritanniens in Nordamerika zu verhindern, trat Paris bereits 1762 vorsorglich alle Territorien westlich des Mississippi – das sogenannte West-Louisiana sowie das Gebiet um New Orleans – an das katholische Spanien ab. Aber auch das half nichts: Die übrigen französischen Kolonien auf dem späteren Staatsgebiet der USA und Kanadas fielen vorerst an die Briten, die nun ihrerseits sofort begannen, ihren Herrschaftsanspruch und den Protestantismus im ehemals französisch-katho-

lischen Gebiet mit Deportationen und Zwangsassimilationen durchzusetzen. 1803 schließlich verkaufte Napoleon Louisiana, das er drei Jahre zuvor im Geheimvertrag von San Ildefonso von den Spaniern zurückerhalten hatte, für 60 Millionen Livres an die USA, deren Präsident Thomas Jefferson sich eigentlich zunächst nur um das Gebiet um New Orleans bemüht hatte. 1812 wurde dieser Teil als Louisiana zum 18. Bundesstaat der USA, das übrige ehemalige französische Gebiet Louisiane zum sogenannten Missouri-Territorium. Dieser Handel, der als «Louisiana Purchase» in die Geschichte einging, beendete endgültig die französische Kolonialgeschichte in Nordamerika. Kulturell allerdings hatten die Franzosen ihren ehemaligen Territorien bereits einen so deutlichen Stempel aufgedrückt, dass er nicht nur die für ausländische Besucher im 18. und insbesondere im 19. Jahrhundert unübersehbare Teilung der USA in Süd- und Nordstaaten vertiefte und damit auch mittelbar zum Bürgerkrieg 1861/65 beitrug, sondern bis heute wirksam ist. «Amerikaner» oder auch «Yankees» sahen europäische Besucher im 18. und 19. Jahrhundert vor allem im Norden. Der Süden blieb eigentümlich europäisch-aristokratisch.<sup>11</sup>

**Jamestown** Für die Engländer wurde die Kolonisierung mit der Gründung von Jamestown an der Chesapeake Bay 1607 durch die Virginia Company of London zur Erfolgsgeschichte. Jamestown überlebte aus zwei Gründen: Zum einen, weil ihr Mitgründer, John Smith, der allerdings schon 1609 die Siedlung verließ, sie militärisch straff führte und es ihm und seinen Nachfolgern damit gelang, sie langfristig trotz der härteren und zahlreicheren Angriffe der Ureinwohner zu verteidigen.<sup>12</sup> Zum anderen schuf der Tabakanbau eine starke ökonomische Grundlage. Es war der neben Smith ebenso legendäre John Rolfe, der 1614 schließlich auch die Häuptlingstochter Pocahontas heiratete, dem es gelang, die als sehr schwierig und arbeitsintensiv angesehene Kultivierung der Tabakpflanze zunächst noch ohne Sklavenhaltung zu einem wirtschaftlichen Rückgrat der Kolonie zu entwickeln. Damit konnte nicht zuletzt das Interesse der Geldgeber in London weiter aufrechterhalten werden. Der zunehmende wirtschaftliche Erfolg hatte wiederum erheblichen Einfluss auf den Arbeitskräftebedarf, so dass schließlich auch Sklaven eingeführt wurden. Diese Phase setzte allerdings erst über einhundert Jahre später ein, als nach dem Abebben des Systems der «Indentured Servants» in den Kolonien im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts der Bedarf an anderen Arbeitskräften massiv anstieg. Zunächst trug der ökonomische Erfolg dazu bei, dass die Anwerbung von Siedlern überhaupt leichter wurde.



Die 13 Gründungskolonien

Neuankömmlingen stellte man nicht nur Arbeit, sondern – falls sie ihre Überfahrt selbst bezahlen konnten – auch rund zwei Hektar Farmland zur Verfügung.

Jamestown war so lukrativ, dass 1624, als die Virginia Company of London nach 18 Jahren bankrott ging, der englische König das Gebiet als sogenannte Kronkolonie direkt übernahm. Kronkolonien etablierten sich schließlich sogar als die übliche juristische Form der englischen Verwaltung im gesamten Empire. Dies lag natürlich nicht zuletzt daran, dass der König durch die Einsetzung eines Gouverneurs mehr Einfluss geltend machen konnte und es ihm sogar möglich war, sich durch die direkte Kontrolle auch über die in den Überseegebieten getroffenen Beschlüsse hinwegzusetzen. Darin lag allerdings gleichzeitig eine der wichtigsten Ursachen für die wachsende Unzufriedenheit der Kolonisten, die schließlich zum Ausgangspunkt des Amerikanischen Unabhängigkeitskriegs werden sollte.

Mit dem durch den Tabakanbau gestützten Erfolg von Jamestown, dem nun eine Fülle von weiteren Niederlassungen folgte, zeigte sich auch in Nordamerika ein Phänomen, das bereits Jahrzehnte vorher in Süd- und Mittelamerika zu beobachten gewesen war: der bis heute nicht abgeschlossene «Columbian Exchange», der häufig unbemerkte Austausch von Tieren, Pflanzen, Krankheiten sowie – ganz allgemein – von Kulturen zwischen der «Alten» und der «Neuen Welt».<sup>13</sup> Die Siedler brachten eine Vielzahl von bislang in Nordamerika nicht heimischen Nutztieren mit: Pferde, Esel, Hausschweine, Rinder, Ziegen, Schafe oder Bienen. Über Schiffsladungen wurden allerdings auch Ratten und andere Nagetiere eingeschleppt. Hinzu kamen Nutzpflanzen wie Birnen, Äpfel, Reis und Hafer. Sie alle veränderten das Ökosystem nachhaltig. Gravierenden Einfluss hatten nicht zuletzt die Krankheiten. In der Neuen Welt waren Typhus, Lepra, Gelbfieber, Cholera, Masern oder auch die Grippe unbekannt. Sie erwiesen sich jetzt als noch gefährlichere Bedrohungen für die indigene Bevölkerung als die direkte Verdrängung. Wie viele Indianer daran starben, ist allerdings nicht mehr zu rekonstruieren. Geht man jedoch davon aus, dass in überschaubaren Gebieten, etwa der Insel Hispaniola (heute: Dominikanische Republik und Haiti), allein die Pockenepidemie 1518 nahezu die Hälfte der damaligen Bevölkerung auslöschte, lässt sich die Dimension der Verluste zumindest tendenziell einschätzen.<sup>14</sup> Aber auch in der Gegenrichtung funktionierte der Columbian Exchange: Aus der Neuen in die Alte Welt reisten unter anderem die Kartoffel, die Tomate, der Mais, aber auch die Syphilis, die bereits die Spanier in den 1490er Jahren nach Europa gebracht hatten.

## Wagenburg und Beispiel für die Welt: God's Own Country

Nordamerika blieb für Europäer nicht nur aus machtpolitischen und wirtschaftlichen Motiven interessant. Als die europäischen Monarchien seit dem späten 16. und beginnenden 17. Jahrhundert mit Handelsgesellschaften begannen, gezielt Kolonien aufzubauen, wurde das Gebiet auch für jene zum Ziel, die sich in erster Linie den politischen und vor allem religiösen Zumutungen ihres Heimatlandes entziehen wollten. Die Pilgerväter, die Pilgrim Fathers, gehörten nach den von den Spaniern bald schon aus dem späteren Florida vertriebenen Hugenotten mit zu den ersten, die sich vorwiegend aus politisch-religiösen Motiven in die Neue Welt verabschiedeten. Aber sie blieben keineswegs die letzten, die Nordamerika zum Sehnsuchtsort vor allem religiöser Selbstverwirklichung machten. Sie alle hatten in Europa, manchmal schon seit Jahrhunderten, erfahren müssen, dass ihnen ihre Art, möglichst buchstabengetreu nach dem Wort Gottes zu leben, nur Feindschaft und Verfolgung einbrachte. Die von ihnen beanspruchte wahre, die göttliche Gerechtigkeit als Lebensprinzip war den Evangelikalen, wie sie später genannt wurden, konsequent verwehrt geblieben. Vor allem die Bauernaufstände des 15. und 16. Jahrhunderts in Europa hatten gezeigt, dass alle Erhebungen, deren Forderungen auf der Bibel fußten, vor, aber auch nach der Durchsetzung der lutherischen Reformation blutig niedergeschlagen wurden.<sup>15</sup> Die überregional im Großen Bauernkrieg als Legitimation bekannten Zwölf Artikel der süddeutschen Bauern von 1525 erhielten sich wie auch andere politisch-religiöse Grundrechtskataloge der Frühen Neuzeit als eine entscheidende ideologisch-politische Traditionslinie der amerikanischen Neusiedler und der späteren USA. Der Adel und die Monarchen oder – wie sie die Emigranten in der Neue Welt dann nannten – die Despoten, gegen deren Ausbeutung sich die Aufständischen auf der Basis biblischer Aussagen wandten, blieben das zentrale Feindbild, das sogar die säkulare Wandlung der Vereinigten Staaten überstand.

**Die Puritaner** Die Pilgerväter, die als religiöse Dissidenten mit anderen Kolonisten ab 1620 in Neu-England zunächst den Ort Plymouth im heutigen Massachusetts aufbauten,<sup>16</sup> hatten in Europa zu jenen Anhängern der Reformation gehört, die man in England und Schottland despektierlich unter dem Sammelbegriff Puritaner zusammenfasste. Auf dem europäischen Festland nannte man sie ebenso feindselig Calvinisten.

Der calvinistische Zweig der Reformation, der sich im Europa des 16. Jahrhunderts ebenfalls erfolgreich ausbreitete, bestand an erster Stelle aus der von Johannes Calvin neu definierten Lehre des Evangeliums. Dazu gehörte insbesondere die von anderen Reformatoren abgelehnte Prädestinationslehre mit der Vorstellung, dass göttliche Gnade am privaten und sozialen, vor allem wirtschaftlichen Erfolg ablesbar sei. Der Soziologe Max Weber entwickelte daraus Anfang des 20. Jahrhunderts seine berühmte These, wonach diese frühe «protestantische Ethik» für den «Geist des Kapitalismus», den er auch als «Eigenart» der USA verstand, verantwortlich sei.<sup>17</sup> Ein weiterer zentraler und umstrittener Inhalt des puritanisch-calvinistischen Bekenntnisses war der Kongregationalismus. Die organisatorische Selbstständigkeit der Gemeinde schloss das in Europa verbreitete Prinzip von Staatskirchen, aber auch die Unterwerfung unter Bischöfe kategorisch aus und stand in der Tradition der Ur- wie der Basiskirchen, wie sie vor, aber auch nach der Reformation entstanden waren. Die Puritaner waren also mit den in Europa besonders heftig verfolgten Täufern ebenso verwandt wie mit den Baptisten oder der Pfingstbewegung. Ausdruck ihrer Radikalität in der Bibelauslegung, aber auch ihres Willens, der Urkirche möglichst nahe zu kommen, waren in Nordamerika nicht zuletzt ihre schlichten Gemeindehäuser (Meeting-houses), die nicht nur dem Gottesdienst, sondern auch der kommunalen Selbstverwaltung dienten.

Die fundamentalistischen «Dissenters», wie die Puritaner in England mit Blick auf die 1531 von Heinrich VIII. gegründete anglikanische Staatskirche auch genannt wurden, standen seit Ende des 16. Jahrhunderts in Europa nicht nur theologisch, sondern zunehmend auch politisch unter erheblichem Verfolgungsdruck. In England hatte Heinrichs Tochter Elisabeth I. 1583 einen eigenen Gerichtshof einrichten lassen, wo eine Kommission über die Separatisten urteilte, die sich ihrerseits immer mehr isolierten und in Abwehrhaltung begaben. Zunächst waren sie unter der Führung William Brewsters nach Scrooby in Nottinghamshire ausgewichen, wo sie sich allerdings auf Dauer auch nicht halten konnten. Der 1607 begonnene Exodus in die holländische Stadt Leiden, wo sich ein Zentrum des radikalen theologischen Reformismus gebildet hatte, aus dem auch der berühmt-berüchtigte «König» des 1535 durch die Gegenreformation blutig beseitigten «Wieder»-Täuferreichs von Münster, Jan van Leyden, hervorging, bot ebenfalls nur eine Zeitlang eine Lösung. Einige Jahre nach der Entscheidung, einen Neuanfang in Holland zu suchen, entschloss sich ein Teil der Auswanderer zu einer zweiten Emi-

gration. Mit einer bunt zusammengewürfelten Gruppe von insgesamt 102 «Pilgern» und wenig mehr als zwei Dutzend Seeleuten startete man am 6. September 1620 (Datum nach dem damals in Kontinentaleuropa, aber noch nicht in England gültigen neuen gregorianischen Kalender) von Plymouth aus mit dem Segler «Mayflower» nach Virginia.<sup>18</sup> Die «Speedwell», ein zweites Schiff, das ursprünglich für die Überfahrt vorgesehen war, musste wegen Schäden zurückbleiben, so dass deren Passagiere ebenfalls mit der Mayflower reisten. Das nur etwa 28 Meter lange Schiff war daher hoffnungslos überfüllt, was die in der Regel ohnehin grauenvollen Atlantikreisen zu einer zusätzlichen Tortur machte. Erst über zwei Monate später erreichte die Mayflower schließlich nach dramatischer, für einige sogar tödlicher Überfahrt in den Herbststürmen auf dem Atlantik Cape Cod an der Ostspitze des heutigen US-Bundesstaats Massachusetts. Das war weit entfernt vom eigentlichen Ziel in Virginia und hatte zunächst zur Folge, dass die in England ausgestellte Charter für dieses Gebiet nicht galt. Wenige Wochen später entschied man sich deswegen, aber auch aufgrund des kargen Küstenbodens der hakenförmig in den Atlantik hineinragenden Halbinsel, nach einem anderen Siedlungsort zu suchen. Am 21. Dezember 1620 landete die Gruppe schließlich bei Plymouth, genauer bei Plymouth Rock, wie die Gegend seit John Smith hieß. «God's Own Country» nannten es die Pilgerväter.

Dass knapp dreihundert Jahre später in Provincetown, wie der Landungsort der Mayflower auf Cape Cod seit 1727 hieß, der bezeichnenderweise bis heute ein Ziel für Aussteiger geblieben ist, ein Pilgrim Monument als offizieller Erinnerungsort errichtet wurde, macht deutlich, welche zentrale politisch-ideologische Bedeutung der Ankunft der puritanischen Pilger in der amerikanischen Vergangenheitspolitik schließlich zugeschrieben wurde.<sup>19</sup> Warum die wenig spektakuläre, sogar illegale Landung zum fiktiven Gründungsdatum der späteren USA wurde, ohne das die amerikanische Nationalgeschichtsschreibung nicht auskommt, erschließt sich, wenn man die Besonderheiten gerade dieser Auswanderer genauer in den Blick nimmt. Neben ihrer christlichen Herkunft und ihrer Position als Dissidenten in der alten Heimat verschaffte ihnen insbesondere der noch auf dem Schiff geschlossene Vertrag, der «Mayflower Compact», nachhaltige Bedeutung, wenngleich er zu der Zeit seiner Entstehung wohl lediglich ein Schutzbündnis sein sollte.

Der Mayflower-Vertrag als Übereinkunft der Flüchtlinge stand einerseits ganz in der Tradition der auf Selbstständigkeit eingeschworenen Kirchengemeinden, die unter dem Druck von außen allerdings von



jeher auch Manichäismus und Lagerdenken gefördert hatten. Er beinhaltete vor allem das Versprechen, in der als feindlich angenommenen neuen Heimat zusammenzuhalten und sich selbst zu verwalten. Aber das Bündnis ging andererseits weit darüber hinaus. Ausdrücklich wurde die Verbreitung des Christentums hier zum eigentlichen Motiv für die Auswanderung in die Neue Welt erklärt.<sup>20</sup> Damit wollten die Pilgrims nun weit mehr als das, was sie sich in ihren eher isolierten puritanischen Gemeinden in Europa bislang als Aufgabe gestellt hatten, und sie schlossen sich so einem mittlerweile gängigen Trend an. Bereits im ausgehenden 16. Jahrhundert waren selbst bei der vorwiegend aus merkantilen Gründen vorangetriebenen Expansion auf dem nordamerikanischen Kontinent religiöse Motive von Bedeutung gewesen. Die Notwendigkeit, ein protestantisches Kolonialgebiet als machtpolitisches Gegengewicht zum expansiven spanischen Katholizismus in Mittel- und Südamerika zu schaffen, war schon vor Raleighs Expeditionen nach Virginia in den 1580er Jahren immer wieder betont worden. Nach dem englisch-spanischen Showdown in der Schlacht von Gravelines im Ärmelkanal 1588 sowie der weitaus verlustreicheren spanischen Niederlage in der Schlacht von Gibraltar 1607 hatte die vage Idee dann immer mehr politisch-ideologische und strategische Bedeutung erhalten. Nicht zuletzt Calvin selbst hatte in seiner *Institutio Christianae Religionis* (*Unterricht in der christlichen Religion*) von der «Eroberung der Welt für Christus» gesprochen.<sup>21</sup>

Einfacher wurde die Ansiedlung in der Neuen Welt dadurch nicht. Wie andere Gründungen kämpfte auch das befestigte Dorf Plymouth mit seinen zunächst knapp einhundert, später etwa dreihundert Einwohnern in den ersten Jahren um das blanke Überleben. Auch dieser Kampf in einer erneut als feindlich verstandenen Umwelt wurde zu einem Teil des amerikanischen Gründungsmythos. Dass die Bedrohung in vielen Fällen ganz und gar nicht so dramatisch war, sondern die dort lebenden Stämme sich zunächst sogar sehr gastfreundlich verhielten, verhinderte nicht die Weiterentwicklung der aus Europa mitgebrachten Bedrohungsvorstellungen und Lagermentalitäten, die nun sogar noch strenger manichäisch in «Us» und «Them» unterteilte. Auch für die Siedler war jedoch klar, dass es der Kolonie nur mit Hilfe der dort lebenden Indianer gelang, den ersten Winter einigermaßen zu überstehen, wenngleich etwa die Hälfte der Neuankömmlinge starb. Das gemeinsam mit rund neunzig Ureinwohnern vom Stamm der Wampanoag im Herbst 1621 gefeierte dreitägige Erntedankfest, das Thanksgiving, zeigte, welche vitale Bedeutung diese Unterstüt-

zung hatte, und ging ebenfalls als festes Datum in die kollektive amerikanische Erinnerung ein. Ab 1789 war es ein inoffizieller, seit 1863 ein offizieller Feiertag. Das Treffen der Kulturen wurde allerdings auch hier bereits mehr für die Neuankömmlinge als für die Ureinwohner zum Erfolg. Von den Indianern übernahmen sie nicht nur ihnen bisher unbekannte Lebensmittel wie Mais, Bohnen oder Kürbis, sondern häufig auch die Art der Zubereitung, so etwa das Barbecue. An der grundsätzlichen Verachtung für «die Wilden» änderte das freilich nichts.

Unumstritten war die strenge puritanische Lebensart selbst unter den Einwohnern von Plymouth nicht. Der Fall Thomas Morton, eines Siedlers, der 1637 aus Frustration über das «Neue Englische Kanaan» (*New English Canaan*) seine Erlebnisse im Land der Pilgerväter sogar publizierte, zeigte, wie wenig die europäischen Religionsflüchtlinge selbst zu Kompromissen bereit waren. Auch Morton bekam das zu spüren. Er wurde mehrfach inhaftiert und ausgewiesen, bevor er 1647 im kolonialen Exil starb.<sup>22</sup>

Der nächste Schub strenggläubiger puritanischer Einwanderer um den Prediger John Winthrop d. Ä., der 1629 auch zum ersten Gouverneur der Massachusetts Bay Company gewählt wurde, verstärkte noch einmal die Abgrenzung, aber auch die Bedeutung der christlichen Mission. Beides erhöhte den Druck auf die Nachbarn, seien es die «heidnischen» Ureinwohner oder konkurrierende evangelikale Glaubensgemeinschaften. Dies hing nicht zuletzt damit zusammen, dass die Situation puritanisch-calvinistischer Gemeinden in England Mitte der 1620er Jahre noch schwieriger wurde. Unter Karl I. begann man dort, Abweichler von der anglikanischen Staatskirche noch stärker zu verfolgen und ihre Prediger im Zweifelsfall auszuweisen. Fundamentalistische Prediger waren damit quasi gezwungen, ins Exil abzuwandern, und verstärkten auch in Nordamerika vor allem den radikalen Flügel der Gemeinden. Aber nicht mehr nur religiöse Dissidenten erreichten nun die nordamerikanischen Kolonien. Als die englische Tuchindustrie mit dem Zusammenbruch des mitteleuropäischen Marktes im Dreißigjährigen Krieg in eine erhebliche Wirtschaftskrise geriet, stieg auch die Zahl der übrigen Auswanderungswilligen sprunghaft. Bis 1640 schifften sich rund 18 000 Menschen allein aus England nach Übersee in die Neue Welt ein. Parallel dazu geriet die in der Umgebung lebende indigene Bevölkerung zunehmend in eine Minderheitenposition.<sup>23</sup>

John Winthrop war mit seinen neuen Siedlern in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Pilgervätern von Plymouth gelandet. Weil dort mit Salem

bereits 1626 eine weitere puritanische Kolonie unter John Conant gegründet worden war, zog Winthrop weiter und ließ schließlich nahe dem heutigen Boston eine neue Siedlung errichten. Winthrop hatte zwar herausragende organisatorische Fähigkeiten, zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten in der nun immer rascher fortschreitenden Besiedlung der Ostküste wurde er aber als politisch-ideologischer Stichwortgeber. Von ihm stammte vor allem die Metapher, nach der es sich bei der neuen Kolonie um das in der Bibel verheißene Gelobte Land handele, das Neue Jerusalem, von dem in der Offenbarung des Johannes die Rede ist. In seiner möglicherweise bereits vor der Abfahrt der Flotte in England gehaltenen Predigt mit dem programmatischen Titel *A Model of Christian Charity* wies Winthrop auf diesen umfassenden Anspruch hin: «Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben» («Ye are the light of the world. A city that is set on a hill cannot be hid.»). Auf sie werde die gesamte Welt schauen.<sup>24</sup> Dass die Puritaner auserwählt seien und die von ihnen geschaffene Neue Welt Vorbildcharakter für die übrige Welt haben müsse – eine Vorstellung, die als Exzeptionalismus bekannt wurde –, war von nun an ein kontinuierliches Thema in der Selbstdarstellung. Auch wenn die von Winthrop beabsichtigte ideologische Konnotation über die Zeit nicht immer erkennbar blieb, die Vorstellung, dass Amerikaner für eine globale Mission ausersehen seien, lässt sich durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart als feststehende Formel politischer Rhetorik verfolgen.<sup>25</sup>

**Puritanische Ideologie und Gesellschaft** Die Puritaner verstanden sich als «Heilige» (Saints) in einer profanen und feindlichen Welt. Sie bekämpften deshalb konsequent alles, was ihnen als nicht gottgefällig erschien. Selbst kirchliche Instrumentalmusik blieb lange Zeit verpönt. Neben Winthrop wurden John Cotton, der 1633 in Boston eintraf, und sein Enkel Cotton Mather zu den einflussreichsten Ideologen der frühen Kolonialzeit. John Cotton, der ebenfalls vor der Verfolgung durch die Anglikanische Kirche in die Neue Welt geflohen war, gehörte wie Mather zu den Verfechtern einer besonders fundamentalistischen Form des Puritanismus. Auf ihn, der mit Recht als der Chefideologe der ersten Puritanergeneration bezeichnet werden kann, ging insbesondere die strenge inhaltliche Auslegung des puritanischen Kongregationalismus und der «Federal Theology» zurück. Auch sein Enkel Mather, der führende Dogmatiker der dritten Puritanergeneration, verstand sich vor allem als Bewahrer der reinen Lehre. Seine wichtigste Schrift, die 1702 erschienenen

*Magnalia Christi Americana*, wurde zu einer wirkungsmächtigen Rechtfertigung des ausgeprägten Lagerdenkens und des Manichäismus. Die Kolonie sei, so predigte Mather, niemals nur von außen, sondern immer auch im Innern durch die Sünde, insbesondere durch die Sexualität, bedroht.<sup>26</sup> Diese Auffassung vertraten auch andere, so Michael Wigglesworth, ein weiterer puritanischer Großprediger, dessen Gedicht *The Day of Doom* – das Jüngste Gericht – zum wohl berühmtesten puritanischen Text wurde.<sup>27</sup> Der tief verwurzelte Glaube an Satan, wie er in diesen Schriften auftauchte, wurde 1692 einer der wichtigsten Ausgangspunkte für die berühmte Hexenverfolgung in der nur wenige Kilometer von Boston entfernten Ortschaft Salem, die schließlich zwanzig Menschen das Leben kostete.<sup>28</sup>

Mit den zunehmend größeren und wesentlich offensiveren Einwanderungen – Winthrop kam bereits mit 21 gut gefüllten Schiffen – verschob sich dann auch die Struktur der Kolonien untereinander: Zwischen den calvinistisch, aber auch durch das Exil auf dem europäischen Festland geprägten Pilgervätern und den englischen Puritanern gab es Unterschiede, doch es bildete sich auch etwas heraus, was bereits als gemeinsame koloniale Kultur der Neuen Welt erschien. Differenzen erklärten sich vor allem durch radikalere Auslegungen der Bibel, wie sie auf Seiten der Neuankömmlinge nun häufiger zu beobachten waren. In bestimmten Fragen verhielten sich allerdings selbst die Pilgerväter nachsichtiger. Innerhalb der Kolonien wurde allerdings sowohl von den Alteingesessenen als auch den Neuankömmlingen überall mit Strenge darauf geachtet, dass die Auslegung der Heiligen Schrift die politische Verfasstheit der Kolonien wie auch den Alltag bestimmte. Das ging zeitweilig bis zu der Vorstellung, dass die Nahrung, aber auch der Dünger auf den Feldern nur aus Fischen bestehen dürfe. Darüber hinaus hatten seit Winthrop alle einschlägigen puritanischen Ideologen in ihren Reden und Texten darauf verwiesen, dass soziale Gleichheit nicht das Ziel göttlicher Gerechtigkeit sein könne, sondern im Gegenteil: Die Ungleichheit sei das göttliche Gesetz. Konsequenter richtete sich die Zuweisung von Land in den Kolonien nach dem sozialen Status und der öffentlichen Stellung. Elitäres Bewusstsein brachten insbesondere die Kleriker, die als «Teacher» bezeichneten Dogmatiker, und die größtenteils akademisch ausgebildeten Rechtsgelahrten bereits aus England mit. Als ebenso erwähnt verstanden sich die Kaufleute. Am Ende der differenzierten Hierarchie standen die Besitzlosen, aber eben auch die Ungebildeten. Bildung – insbesondere die theologische – war der Schlüssel für den sozialen Aufstieg, weswegen etwa die

Harvard University in Cambridge bereits 1636 entstand. Zu den Besitzlosen und Ungebildeten gehörten vor allem Landarbeiter, Knechte, Mägde und sonstige Diensthöten, die teilweise – unter anderem als Schuldknechte – ebenso entwürdigend gehalten wurden wie schwarzafrikanische Sklaven und verspielt, verschenkt oder verkauft werden konnten. Für den puritanischen Chefdogmatiker Cotton Mather waren Diensthöten kaum mehr wert als ein Gegenstand.<sup>29</sup> Noch weniger wert waren allenfalls Bettler und umherziehende Hausierer, weil sie keine feste Bindung in den Kolonien vorweisen konnten, aber auch Siedler, die sich ohne regelmäßige Arbeit in verschiedenen Kolonien durchschlugen. Arbeit und die Bindung an die Gemeinschaft waren vor allem in den puritanischen Gemeinden ethische Notwendigkeiten und standen auf der gleichen Stufe wie der sonntägliche Kirchgang.

Die reine (pure) Gesellschaft, die sich Puritaner wie Winthrop oder Cotton Mather vorstellten, war ohne Furcht vor Verfehlung und entsprechenden Strafen nicht vorstellbar. Auch in den nordamerikanischen Kolonien ging es im Kern um die Wiederherstellung der gestörten göttlichen Ordnung, weswegen die Ahndung häufig selbst von den Betroffenen als gerecht und notwendig angesehen wurde. Der religiös-moralische Fundamentalismus in den USA, der mit seiner «Auge-um-Auge»-Mentalität weit in die säkularisierte Umgebung ausstrahlte, wurde zum klassischen Erbe der evangelikal geprägten Kolonialepoche. In seiner Kompromisslosigkeit erstaunt er noch heute manchen Beobachter der US-Politik,<sup>30</sup> wenn er wie nach dem Ende des Kalten Krieges etwa durch den 43. Präsidenten der USA, George W. Bush, offensiv vorgetragen, aber auch auf vielen Internetseiten vermarktet wird. Dahinter stand für die puritanischen Glaubensflüchtlinge aber vor allem die Suche nach dem disziplinierten, gottgefälligen Leben. Sie war häufig dann besonders radikal, wenn man selbst zuvor gefehlt hatte. Auch das sollte vor allem ein Gegenentwurf zur Alten Welt sein, jenseits der barocken Üppigkeit und der Sinnenfreude in der europäischen Heimat.

Die eifernde Suche nach Verfehlungen und das Ausmerzen der Sünde gehörten deshalb in den puritanischen Kolonien zum Alltag, mit allen brutalen Folgen. Tatsächlich radikalisierte sich im Lauf des 17. Jahrhunderts der Puritanismus in den nordamerikanischen Kolonien noch einmal deutlich, während er sich in England bereits abschwächte. So verstand Increase Mather Alkoholkonsum ganz in der traditionellen Interpretation der europäischen Kirchen noch nicht als moralische Verfehlung. Sein Sohn Cotton Mather hielt ihn dagegen bereits für eine Sünde. Von hier

aus führte eine mehr oder weniger direkte Linie zu den zahlreichen «Kreuzzügen» (Crusades) gegen Alkoholmissbrauch in den USA, wie sie im 19. Jahrhundert und in den Prohibitionsgesetzgebungen des frühen 20. Jahrhunderts immer wieder auflebten. Auch die Kleidungs Vorschriften verschärfen sich zwischen der ersten und dritten puritanischen Einwanderergeneration unübersehbar, wobei allerdings deutlich mit zweierlei Maß gemessen wurde. Das Tragen von teuren Gewändern, Schmuck und sonstigen Modeaccessoires und Luxusartikeln blieb für die oberen sozialen Schichten – vor allem auch für die Geistlichen – erlaubt. Den Unterschichten verbot man es etwa in Massachusetts ab 1651 mit der Übernahme der aus England bereits bekannten Sumtuar- oder Luxusgesetze ganz.<sup>31</sup> Als eitel galten in einigen puritanischen Kolonien auch lange Haare bei Männern oder Perücken, wenn sie ihre Träger schmücken und nicht nur kahle Stellen bedecken sollten. Humor blieb grundsätzlich verdächtig, ebenso Satire. Unerwünscht waren auch Lieder, sofern sie nicht religiösen Zwecken dienten. Der bereits erwähnte Thomas Morton wurde nicht zuletzt deswegen so nachdrücklich verfolgt, weil er sich über die Puritaner lustig machte.<sup>32</sup> Müßiggang, zu dem auch der Sport und die Jagd zählten, war als Zeitverschwendung verpönt. Es war üblich, dass Spitzel in die Gemeinden eingeschleust wurden und abweichende Meinungen sofort weitermeldeten. Wahrscheinlich lag die akribische Verfolgung selbst milderer moralischer Vergehen auch daran, dass die Puritaner in ihren Kolonien, die trotz ihres Eifers allerdings niemals zu wirklichen Theokratien wurden, einer Vielzahl von Versuchen ausgesetzt waren, denen sie selbst nicht immer widerstehen konnten. Gerade Hafenstädte wie Boston besaßen einen hohen Freizeitwert, wie man heute sagen würde, und ihre Kneipen und Bordelle lockten ein entsprechend gemischtes Publikum an. Spezifische Moral- und Verhaltensgesetzgebungen – die «Blue Laws» – blieben selbst in den USA der Gegenwart an vielen Orten erhalten, wenngleich sie nicht mehr überall angewandt wurden.<sup>33</sup>

Die Geschichte der amerikanischen Kolonialzeit ist gefüllt mit Ereignissen, die die besondere Kompromisslosigkeit der Puritaner dokumentieren. Auch die puritanische Justiz orientierte sich strikt an der möglichst wörtlichen Auslegung des Alten Testament. In der Rechtsprechung unterschieden sich die übrigen Kolonien – mit Ausnahme des Quäkerstaats Pennsylvania – allerdings kaum. Weitet man den Vergleich jedoch aus, so erscheint die Vorgehensweise der Ermittlungsbehörden hin und wieder und überraschenderweise geradezu als milde. Folter zur Geständ-

niserpressung wurde in den Kolonien anders als im frühneuzeitlichen Europa in der Regel nicht angewandt. Im Übrigen entsprach die Praxis dem, was in der Frühen Neuzeit auch in der Alten Welt üblich war. Dazu gehörte insbesondere die öffentliche Inszenierung der durch behelrende Predigten, die «Execution Sermons», eingeleiteten Hinrichtungen. Den Delinquenten wurden zu diesem Anlass ihre Verbrechen ausführlich vorgehalten, und von ihnen wurde Buße erwartet, durch die gleichzeitig die göttliche Ordnung in den Kolonien, als deren Verwalter und Verteidiger sich die Richter verstanden, wiederhergestellt werden sollte. Ungerechtfertigte Milde stellte in dieser Vorstellung eine ernsthafte Gefährdung der Kolonie dar, weil sie den Zorn Gottes heraufbeschwören konnte. Die Todesstrafe galt daher nicht nur für Kapitalverbrechen, sondern auch für bestimmte Sexualpraktiken, für Ehebruch, Vergewaltigung, Raub, Pferdediebstahl, Brandstiftung, Hochverrat und Spionage sowie schließlich auch für die Beteiligung an einem Sklavenaufstand.<sup>34</sup> Dass letztere mit dem besonders grausamen Rädern oder dem Scheiterhaufen bestraft werden konnte, verwies bereits damals darauf, dass sich die Siedler des 17. Jahrhunderts von der zunehmenden Zahl der ins Land verschleppten Zwangsarbeiter besonders bedroht sahen und sich auch von dieser Seite mehr und mehr in einem Verteidigungszustand wähnten.<sup>35</sup> Der erste bekannte Hinrichtungsfall, die Exekution des 1608 in Virginia wegen «Spionage» zum Tod durch Erschießen verurteilten George Kendall, zeigte bereits deutlich die Wagenburgmentalität der Kolonisten. Weniger gravierende Vergehen wie Alkoholenuss oder körperliche Tätigkeiten am Sabbat ahndeten die Richter in der Regel durch Körperstrafen wie Auspeitschen oder den öffentlichen Pranger. Möglich war immer auch die Verbannung, die als weitere Form der inneren Säuberung der Kolonie galt und angesichts der sozialen Ausgrenzung und der feindlichen Umgebung als sehr harte Sühne betrachtet wurde.

Zur puritanischen Justiz gehörte nicht zuletzt die besondere Vergeltung gegenüber zuwandernden evangelikalischen Konkurrenten, insbesondere den in Pennsylvania ansässigen Quäkern. Ihnen wurden auch schon einmal nach einem Gerichtsverfahren, das sich zunächst noch nach dem in Europa üblichen Strafkatalog mit seinen «spiegelnden Strafen» richtete, die Nase oder die Ohren abgeschnitten, um sie als «Unehrlische» zu kennzeichnen.<sup>36</sup> Quäker, gegen die 1657 sogar ein eigenes Gesetz erlassen wurde, das solche Strafen ausdrücklich auflistete, waren den Puritanern besonders verhasst, weil sie sich in zentralen Glaubensfragen liberaler zeigten. Sie verweigerten den Obrigkeiten unbedingten Gehorsam,

traten für weitgehende Gewaltfreiheit ein und predigten überdies Religions-toleranz. Dennoch ließen sich führende Quäker wie der Initiator der Kolonie Pennsylvania, William Penn, oder der Gründer der Bewegung, George Fox, nicht davon abhalten, gerade in den puritanischen Kolonien zu missionieren. Bei aller Härte gegen die Quäker und andere protestantische Richtungen, zu denen auch Baptisten und Anglikaner gehörten, sahen jedoch alle, einschließlich der Puritaner, die Katholische Kirche als den eigentlichen religiösen und politischen Gegner. Entsprechend heftig fielen die zahlreichen verbalen Ausfälle nicht nur der Puritaner gegen die französischen «Papisten» im Norden aus, die sich schließlich bis an den Golf von Mexiko ausbreiteten und damit eine Verbindung zum ebenfalls katholisch geprägten spanischen Kolonialreich herstellten.

**Salem** In das kollektive Gedächtnis der USA hat sich, wenn es um Misstrauen und religiösen Fanatismus der Kolonialzeit geht, wohl am tiefsten die Erinnerung an die bereits kurz angesprochene Hexenverfolgung von Salem in Neu-England eingebrannt.<sup>37</sup> Dazu trugen vor allem im 20. Jahrhundert zahlreiche Horrorgeschichten (u. a. von H. P. Lovecraft) und -verfilmungen, insbesondere aber Arthur Millers überaus erfolgreiches Drama *The Crucible* (*Hexenjagd*) bei, auch wenn es zu seiner Entstehungszeit 1953 eher ein politischer Kommentar zur Kommunistenjagd der McCarthy-Jahre sein sollte. Die Ereignisse in Salem zur Zeit Cotton Mathers waren ein klarer Ausdruck der gewachsenen Radikalität in den Kolonien. Mather, der in seiner Schrift *Wonders of the Invisible World* 1693 nachdrücklich die Notwendigkeit verteidigte, «Satan» und die Hexen als seine «Werkzeuge» zur Zerstörung des wahren Glaubens zu verfolgen, hat nachweislich zur harten Haltung der Richter in Salem beigetragen. Er gehörte allerdings nicht dem Kollegium an, das schließlich die Todesurteile sprach.

Die Ereignisse in Salem zwischen 1690 und 1693 wiesen alle Charakteristika einer ausgewachsenen Massenhysterie auf. Den Anfang der Verfolgung machten Beschuldigungen zweier Mädchen, der Tochter und der Nichte des Salemer Geistlichen Samuel Parris, die – neun und elf Jahre alt – plötzlich Sklaven der Hexerei bezichtigten. Für eine Anklageerhebung reichten damals zwei Zeugenaussagen, und binnen Kurzem wurden immer mehr Menschen beschuldigt oder konnten sich nur durch die Belastung anderer davor retten, verurteilt zu werden. Verteidiger der angeblichen Hexen und selbst Zweifler wurden zu Opfern der Verfolgung, die im günstigsten Fall nur vertrieben wurden. Am Ende waren



zwanzig Menschen und zwei Hunde zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Die Salemer Vorgänge wurden zum Lehrstück für Denunziationsbereitschaft und Irrationalität in einer ideologisch aufgeputzten Gesellschaft. Die Verfolgung fand erst dann ihr Ende, als sie begann, sich gegen die örtlichen Honoratioren zu richten. Über 250 Jahre später waren nicht zuletzt aus diesem Grund die Parallelen zur Verfolgung von angeblichen oder tatsächlichen Kommunisten unter Joseph McCarthy in den 1950er Jahren so naheliegend. Zu den wichtigsten Kritikern des Salemer Verfahrens gehörte aber bereits im 18. Jahrhundert Benjamin Franklin. Schon 1711 wurde eine Generalamnestie für die Verfolgten erlassen, allerdings erst 2001 wurden die letzten Verurteilten offiziell durch die Regierung von Massachusetts für unschuldig erklärt.

### **Ethnische Säuberung – Sklaverei – Genozid**

Angesichts der ideologisch-religiös und kulturell begründeten Überheblichkeit, aber auch der Furcht vor «den Wilden» blieben die Beziehungen zur indigenen Bevölkerung, den «Indianern», von denen wie in den spanisch kontrollierten Gebieten Süd- und Mittelamerikas auch nördlich des Rio Grande Millionen lebten, schon in der Kolonialzeit schwierig.<sup>38</sup> Wie viele überhaupt am Ende des 16. Jahrhunderts, als die ersten europäischen Siedlungen entstanden, in Nordamerika zu Hause waren, ist völlig ungewiss. Die Indianer Nordamerikas lebten anders als ihre südlichen Nachbarn in der Regel in vereinzelt, häufig nomadisch umherziehenden Stämmen. Schätzungen gehen weit auseinander und bewegen sich zwischen einer und zehn Millionen Menschen.<sup>39</sup> Die wahrscheinlichste Zahl liegt wohl etwa in der Mitte, wobei man von rund vier Millionen Angehörigen der sogenannten First Nations auf dem Gebiet der späteren USA und zwei Millionen auf kanadischem Gebiet ausgeht.<sup>40</sup> Schätzungen für den gesamten Doppelkontinent bewegen sich zwischen fünfzig und zweihundert Millionen für die Zeit, als die ersten europäischen Kolonien entstanden. Allein in Nordamerika waren wahrscheinlich 250, vielleicht sogar fünfhundert Sprachen und Dialekte vorhanden.<sup>41</sup> Für die gesamten Americas geht man sogar von rund 2000 und ebenso vielen indianischen Völkern («Indian Nations») aus.

**Indigene Stämme** Die Gründe für die außergewöhnliche Differenzierung waren vielfältig. Einer der wichtigsten liegt darin, dass es unter den

indigenen Kulturen erhebliche Konkurrenzen gab, die auch im voreuropäischen Nordamerika zu brutalen Kriegen der Stämme untereinander führten. Hier kamen mit Folterungen und dem berüchtigten Skalpieren bereits alle jene Grausamkeiten vor, die dann im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert die in Trecks Richtung Westen vorrückenden Siedler besonders erschreckten. Zu den besonders blutigen innerindianischen Auseinandersetzungen in der ersten Kolonialzeit gehörten der Huronenkrieg zwischen 1648 und 1650 und die Kriege der Mohikaner 1626. Die Kolonisten gerieten dabei, wenn sie nicht selbst Anlass für die Kriege gaben, auch in bereits seit Langem bestehende Fehden. 1636/37 half etwa der Stamm der Narragansett den Kolonisten gegen die Pequot. Sechs Jahre später wurden die Narragansett wiederum von den Mohegan fast völlig aufgerieben. Solche Feindschaften selbst verwandter Stämme waren schon den spanischen Konquistadoren in Süd- und Mittelamerika entgegengekommen und von ihnen zum Teil virtuos instrumentalisiert worden. Nun erleichterten sie ungewollt auch die Landnahme der Europäer in Nordamerika. Ein weiterer wichtiger Grund für die reiche Differenzierung der nordamerikanischen Urbevölkerung lag in den ökologischen Gegebenheiten des Nordens. Gerade die ausgedehnten, nur wenig fruchtbaren Gebiete hatten zur Folge, dass viele Stämme weit voneinander entfernt lebten und sich isoliert entwickelten. Der wohl wichtigste Grund für die hohe Differenzierung ist jedoch in der traditionellen Lebensweise der Stämme zu finden. Vorwiegend waren sie Jäger, die dem Wild, vor allem den Büffeln, hinterherzogen. Auch als Bauern, die mittels Brandrodung ihre Felder bebauten, waren sie ständig auf neue Böden angewiesen, wenn die Erde vom Anbau ausgelaugt war. Selbst die eigentlich sesshaften Indian Nations sahen sich daher häufig gezwungen, nach neuen Lebensräumen zu suchen.

Vereinzelt fanden sich Stämme trotzdem zu Bündnissen zusammen. Auch dort, wo die Europäer an der Ostküste Nordamerikas im 16. Jahrhundert landeten, hatten sich zu dieser Zeit schon Allianzen gebildet. So gab es in dem Gebiet, das die Europäer in Virginia als Chesapeake Bay bezeichneten, unter der Führung des Häuptlings Wahunsonacock, den die Europäer wie den gesamten Stamm Powhatan nannten, ein selbstbewusstes Bündnis von etwa dreißig Stämmen, mit dem die Kolonisten dann auch prompt in den sogenannten Powhatan-Kriegen zusammenstießen.<sup>42</sup> In den Gebieten der ersten europäischen Kolonien an der Ostküste der späteren USA sollen damals schätzungsweise 150 000 Ureinwohner gelebt haben.



**«Kommt und helft uns»**

Die christliche Missionierung als Auftrag im ersten Siegel der Massachusetts Bay Company

Die Missionierung der indigenen Bevölkerung – und das hieß stets auch deren «Umerziehung» auf einen «europäischen Standard» – war bereits integraler Bestandteil der ersten kolonialen Freibriefe. Die Charters für Virginia und Neu-England sahen dies ausdrücklich vor, und es war kein Zufall, dass die Massachusetts Bay Company sogar ein angeblich an die Europäer gerichtetes indianisches Hilfersuchen, ihnen zum christlichen Glauben zu verhelfen, im Siegel präsentierte.<sup>43</sup> Man kann dies als frühe Vorlage der späteren amerikanischen Idee der Offenbaren Bestimmung, der Manifest Destiny, verstehen. Die indigene Bevölkerung huldigte in der Regel animistischen Naturreligionen, in denen vor allem die Erde als heilig verstanden wurde. Schöpfungsmythen waren weit verbreitet und wurden mündlich tradiert. Den Mittelpunkt bildete der Glaube an das Übernatürliche, an die Welt der nicht sichtbaren Mächte und Geister, die bei den Algonkin, mit denen die Europäer an der Ostküste zunächst Berührung hatten, mit «Manitu» umschrieben wurde, was bei den Sioux «Wakan» und bei den Crow «Maxpe» hieß und durchaus auch als ein einziges Wesen verehrt werden konnte.<sup>44</sup> Konflikte entstanden wie bei jeder Missionierung vor allem mit den jeweiligen Priestern und Heilern, die bei den nordamerikanischen Indianern Schamanen genannt wurden.

**Missionierung** Obwohl die Missionierung in den Freibriefen festgeschrieben war, begann sie spät. Selbst im puritanischen Massachusetts startete sie erst um 1644, und das auch nur mit mäßigem Erfolg, so dass nach drei Jahrzehnten lediglich etwa 1100 Ureinwohner zum Christentum bekehrt waren. Der schleppende Fortgang hatte mehrere Gründe. Zum einen waren die Siedlungen zunächst mit sich selbst beschäftigt. Zum anderen stand gerade die Prädestinationslehre im Wege, denn eine Vorbestimmung, die nach Calvin am Besitz überprüfbar war, ließ sich aus Sicht der Puritaner bei den Indianern nun gar nicht erkennen. Im Gegenteil: Sie erschienen als arbeitsunwillig und als ein Modernisierungshindernis. Die europäische Irritation beschrieb knapp zweihundert Jahre später der französische Reisende Alexis de Tocqueville so: «Es gibt keinen Indianer, und sei er noch so elend, der unter seiner Rindenhütte nicht eine stolze Vorstellung von seiner persönlichen Würde hegte; er vergleicht den Bauer mit dem Ochsen, der die Furche pflügt, und in allen unseren Handwerken sieht er nur Sklavenarbeit ... Allein die Jagd und der Krieg erscheinen ihm als menschenwürdige Beschäftigungen ... Wie seltsam!»<sup>45</sup> Ähnlich sahen es die im Südwesten der späteren USA missionierenden spanischen Orden, insbesondere die Franziskaner. Sie hielten – im Gegensatz zu den Jesuiten – die Pueblo-Indianer schlicht für Atheisten und versuchten erst gar nicht, an ihre Glaubenswelt anzuknüpfen. Drittens waren die Stämme zu dem Zeitpunkt, als die Puritaner ihre Missionstätigkeit begannen, schon extrem misstrauisch geworden, weil einerseits kriegerische Zusammenstöße mit den weißen Kolonisten kontinuierlich zunahmen und andererseits die Bekehrten für jedermann sichtbar zu Außenseitern ihrer eigenen Kultur wurden, ohne im Gegenzug wirklichen Eingang zur Welt der Weißen zu erhalten. Tatsächlich änderte der Übertritt zum Christentum auch aus puritanischer Sicht nichts an der angenommenen gottgegebenen Ungleichheit zwischen Europäern und Indianern.

Da die indigenen Stämme in der Regel zunächst keine Schriftsprache besaßen, kam die Christianisierung bis 1663, als die erste Bibel in einer indianischen Sprache erschien, ohne Übersetzung aus. Die sogenannte Eliot-Bibel war mit Hilfe eines Indianers entstanden. Der puritanische Prediger John Eliot (auch: Elliot) aus Roxbury (heute ein Teil von Boston) in Massachusetts hatte 1637 einen während der kriegerischen Auseinandersetzungen gefangenen Indianerjungen bei sich aufgenommen, der neben Algonkin bereits Englisch sprach. Eliot wurde auch sonst zum Pionier. Bereits 1650 wurden auf seine Veranlassung zum Christentum

übergetretene Indianer in Natick angesiedelt, südwestlich, aber noch in der Nähe von Boston. Solche «Praying Towns» gründete man auch an anderer Stelle. Dahinter stand die Überlegung, dass nur dauerhaft sesshafte Indianer europäische Verhaltensweisen annehmen würden. Gleichzeitig sollten die bereits Assimilierten ihrerseits als Missionare tätig werden. Beides wurde zum Fehlschlag. Die europäisierten Indianer blieben nicht nur die Ausnahme, sondern gerieten auch zwischen die Fronten – auf beiden Seiten unbeliebt, verdächtig, ausgegrenzt. Dies verschärfte sich mit den immer zahlreicheren kriegerischen Konflikten weiter. Eine Chance, in die sie umgebende neue Sozialordnung aufzugehen, hatten sie in der Regel nicht. So wurden sie zu klassischen Außenseitern der indianischen und der prosperierenden kolonialen Gesellschaft. Im günstigsten Fall ignorierten die Weißen sie oder beschäftigten sie als Diener. Die wenigen verbleibenden Praying Towns gerieten in den folgenden Jahrzehnten bereits in die Rolle der späteren Indianerreservate. Bei Landbedarf wurde ihre Bevölkerung, wie auch in den dann gezielt und in großem Umfang eingerichteten Reservationen, kurzerhand umgesiedelt. Bereits im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts waren selbst die Gebiete der assimilierten indigenen Bevölkerung an der Ostküste verkauft und mit ihnen zugleich die letzten Stämme verschwunden. Der damals das Land bereisende Alexis de Tocqueville vermerkte: «Sämtliche Indianerstämme, die ehemals das Gebiet von Neu-England bewohnten, die Nara-gansett, die Mohikaner, die Pecot [Pequot], leben nurmehr in der Erinnerung der Menschen. Die Lenap, die vor hundertfünfzig Jahren Penn am Ufer des Delaware empfangen, sind heute verschwunden. Ich traf die letzten Irokesen; sie bettelten. Alle genannten Stämme breiteten sich einst bis an die Meeresküste aus; jetzt muss man mehr als hundert Meilen ins Innere des Erdteils hineinreisen, um einem Indianer zu begegnen. Diese Wilden haben sich nicht nur zurückgezogen, sie sind ausgerottet.»<sup>46</sup> Wie wenig die weißen Amerikaner an der Ostküste bei der Staatsgründung der USA selbst noch über sie wussten und wissen wollten, machten nicht zuletzt Thomas Jeffersons 1781 vorgelegte *Notes on Virginia* deutlich, in denen der schon für seine Zeitgenossen ungewöhnlich wissensdurstige Plantagenbesitzer, der zwanzig Jahre später zum dritten Präsidenten der USA gewählt werden sollte, über Ausgrabungen auf einer indianischen Begräbnisstätte berichtete, die er auf seinem Land gefunden hatte. Jefferson gehörte zwar zu jenen, die trotz aller Konflikte mit den Indianern davon ausgingen, dass sich Ureinwohner und Weiße langfristig sogar vermischen würden, wie er 1808 in einem Schreiben an die Stämme der

Delawaren, Munrie und Mohikaner vermerkte, aber selbst sein Wissen war sehr begrenzt.<sup>47</sup>

Im Grunde genommen hatte alles bereits schlecht angefangen. Sichtbar war die zunehmende Konfrontation von Europäern und Indianern seit Beginn der 1620er und dann vor allem seit den 1630er Jahren geworden, als mittlerweile Zehntausende die Kolonien bewohnten und immer mehr Raum beanspruchten. Jetzt wurde es für jene Ureinwohner, die in der Nachbarschaft der schnell wachsenden neuen europäischen Gemeinden lebten, zum ersten Mal ernsthaft bedrohlich. Der Mangel an Siedlungs- und Anbauflächen führte zu immer mehr Expeditionen, und die daraus entstehenden neuen Gründungen im Landesinneren hatten erneut und in immer kürzeren Abständen die Vertreibung und häufig auch die gezielte Tötung der dort Ansässigen zur Folge. Es spricht für sich, dass zur gleichen Zeit unter den Kolonisten der Begriff der Frontier für das Leben am Rand der Wildnis, an einer Kultur- und Zivilisationsgrenze, vor allem aber in Reichweite des Feindes allgemein üblich wurde.<sup>48</sup>

Aber auch vor 1620 war der Zusammenprall der Kulturen auf dem Gebiet der späteren USA kaum erfreulicher verlaufen. Bereits 1585 brannten Angehörige der Raleigh-Expedition in der Gegend der Chesapeake Bay aus Rache Felder der Indianer ab und töteten einige von ihnen, weil nach einem Besuch auf den Schiffen Diebstähle bemerkt worden waren.<sup>49</sup> Prinzipiell war das nicht ungewöhnlich für die Phase der europäischen Entdeckungen, nicht nur in den Americas. Die spanischen Konquistadoren hatten in Süd- und Mittelamerika nicht anders gehandelt, und auch der wesentlich berühmtere James Cook, der Mitte des 18. Jahrhunderts Teile des Pazifiks erkundete, reagierte selbst auf kleinere Diebstähle, die aus Sicht der Eingeborenen allerdings kein Vergehen waren, regelmäßig mit Härte. Eine solche Vergeltungsaktion besiegelte schließlich auch sein eigenes Ende, als ihn 1779 die Bewohner von Hawaii (damals: Sandwich Islands) bei einer solchen Gelegenheit töteten. Das frühe Beispiel der «Lost Colony», Roanoke, wo die Europäer bereits versuchten, die benachbarten Stämme ganz zu vertreiben, zeigt, dass die Zusammenstöße auch in Nordamerika am Anfang noch für die indigene Bevölkerung ausgingen, weil sie sich noch stark genug zeigte, sich zu wehren. Am Ende waren nicht die Indianer, sondern die Europäer vertrieben.

**Zusammenprall der Kulturen** Auch unmittelbar nach der Entstehung der ersten erfolgreichen englischen Kolonie Jamestown in Virginia 1607 war es zu erheblichen Auseinandersetzungen mit der indigenen Bevölke-

nung gekommen. In deren Verlauf wurden nun ausgerechnet jene Indianer, deren Hilfe zunächst überhaupt das Überleben der europäischen Kolonien ermöglicht hatte, systematisch verdrängt. Den Beginn dieser aktiv und immer gezielter betriebenen ethnischen Säuberungen bildete die planmäßige Demütigung der Stämme unter der Führung des Häuptlings Powhatan und seines Nachfolgers Opechacasnough. Das führte zu mehreren blutigen Auseinandersetzungen, die als Powhatan-Kriege in die Geschichte der frühen europäischen Besiedlung eingingen und die Kolonien an den Rand der Vernichtung brachten.<sup>50</sup> Am Anfang des Zweiten Powhatan-Krieges 1622 waren rund ein Viertel der weißen Siedler – 347 Kolonisten – tot. Knapp ein Vierteljahrhundert später waren dann allerdings Virginias Indianer bereits weit ins Hinterland abgedrängt.

Auch in den anderen großen europäischen Siedlungsgebieten an der Ostküste verlief das Aufeinandertreffen der Kulturen nach ähnlichem Muster. Vorgewarnt von den kriegerischen Zusammenstößen an der Chesapeake Bay, verhielten sich die Ureinwohner in Neu-England schon bei der Ankunft der Puritaner seit 1620 weit weniger vertrauensselig. Hier kam es vor allem 1636/37 im sogenannten Pequot-Krieg und zwischen 1675 und 1677 in der Auseinandersetzung mit dem Häuptling Metacamet (Metacomet), der bei den Weißen King Philip hieß, zu heftigen Kämpfen. Am Ende des Pequot-Kriegs war auch dieser Stamm faktisch ausgelöscht. Nach dem King-Philip-Krieg fehlten in den Ostküstenkolonien bis auf die assimilierten Indianer bereits alle Ureinwohner.

Für das sich radikalisierte Verhältnis war gerade dieser besonders grausame Krieg ein Beleg. An seinem Ende waren mehrere Hundert Kolonisten und einige Tausend Indianer tot. Der Konflikt, der sowohl in Neu-England als auch in Massachusetts ausgetragen wurde, war aber noch mehr: Er war gleichzeitig der Scheitelpunkt der europäisch-indianischen Beziehungen. Metacamet hatte sich vermutlich bereits in den 1660er Jahren entschlossen, gegen den schier grenzenlosen Landhunger der Europäer vorzugehen. Damals hatte ihre Zahl mit rund 35 000 Menschen im Gebiet Neu-Englands, das heißt auf dem Gebiet der heutigen sechs Bundesstaaten Maine, New Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island und Connecticut, schätzungsweise mehr als das Doppelte der Anzahl der Ureinwohner erreicht.<sup>51</sup> Besonders gefährlich erschien den indigenen Stämmen nun auch die strategisch eingesetzte christliche Missionierung, die begann, den inneren Zusammenhalt der Stämme nachhaltig zu schwächen. King Philip jedenfalls, so geht die Sage, äußerte bei Treffen mit dem Missionar John Eliot, ihn interessiere das Christen-

tum ebenso wenig wie dessen Mantelknopf – ein Satz, der namentlich den puritanischen Chefideologen Increase Mather nachhaltig verärgerte.<sup>52</sup> Es war wohl auch diese demonstrative Verachtung für ihre Glaubenswelt, die die Weißen dazu brachte, Metacamets Leiche symbolisch noch einmal hinzurichten. Seine posthume Enthauptung und Vierteilung wies zudem darauf hin, dass die Europäer sein Verhalten sogar als Hochverrat betrachteten. Die seit Roanoke übliche Praxis der Verbrannten Erde, die gezielte Zerstörung der Lebensgrundlagen des Gegners, war im King-Philip's-Krieg bereits Routine, wobei planmäßig auch die Dörfer angegriffen und selbst die nicht in die Kämpfe verwickelten Frauen und Kinder getötet wurden. Der konsequenten Zerstörung der indianischen Landwirtschaft folgte bereits nach dem King-Philip's-Krieg eine lang anhaltende Hungersnot unter den Stämmen. Von hier aus zog sich eine direkte Linie zur systematischen Ausrottung der Büffelherden im 19. Jahrhundert, die durchgeführt wurde, um die Nahrungsquellen der Präriestämme zu vernichten.

Aber nicht nur die englisch dominierten Kolonien zeigten sich derart hemmungslos gegen die Ureinwohner. Die Franzosen gingen im sogenannten Tarrantiner-Krieg zwischen 1607 und 1615 ebenso massiv gegen Stämme in ihrem Gebiet vor. Seit 1663 das französische Kolonialgebiet Neu-Frankreich offiziell etabliert worden war, versuchte man im Zuge seiner Eingliederung in das merkantilistische Wirtschaftssystem vor allem, die besonders eigenwilligen Irokesenstämme (Iroquois) im Gebiet des Ontario-Sees und des Hudson River zu domestizieren. Doch auch die Gegenseite war nicht zimperlich, so dass sich die Gewaltspirale immer schneller drehte. Im sogenannten King William's War zwischen 1689 und 1697 massakrierten die Irokesen ihrerseits unter anderem die gesamte Besatzung von Fort Saint Louis im heutigen Bundesstaat Illinois. Erst nach weiteren blutigen Kämpfen konnte 1701 ein umfassender, vergleichsweise stabiler Frieden geschlossen werden, mit dem es den Irokesen sogar gelang, die Unterwerfung einstweilen abzuwenden. Mit dem Patt in der militärischen Entscheidung scheiterten dann die Franzosen ebenso wie zuvor die Engländer bei ihrem Versuch, die Indianer nach europäischem Muster sesshaft und für die eigene Wirtschaft nutzbar zu machen. Anfang des 18. Jahrhunderts waren im französischen Gebiet lediglich knapp 1500 Indianer dauerhaft angesiedelt. Erst mit dem britischen Sieg über die Franzosen im Siebenjährigen Krieg und dem folgenden Frieden von Paris 1763 wurde es auch für die Irokesen spürbar bedrohlicher.



**Leben zwischen den Kulturen** Die allgemein negative Sicht der Europäer auf die Ureinwohner Nordamerikas hatte sich binnen weniger Jahre verfestigt. Für die meisten Siedler waren die Ureinwohner im günstigsten Fall eine unterentwickelte Bevölkerungsgruppe, die der wirtschaftlichen Entwicklung der Neuen Welt im Wege stand und deshalb in andere Gebiete vertrieben werden musste. Im schlechtesten Fall waren sie wie manches andere Störende – so etwa später die Büffelherden, die nicht nur die Nahrungsquelle für feindliche Indianerstämme bildeten, sondern vor allem auch den benötigten Weidegrund der Viehfarmen besetzten – schlicht zu beseitigen. Dass die ethnische Säuberung bereits in der Kolonialzeit offiziell gefördert wurde, lässt sich an den amtlichen Aufforderungen zur Tötung von Indianern zeigen, die in einigen Gebieten üblich waren und etwa mit Skalppremien (u. a. 1744, 1749, 1756) belohnt wurden. Diese Praxis setzte sich auch nach der Gründung der USA bruchlos fort.

Ironischerweise hinderte dies die sich zum selben Zeitpunkt entwickelnde Europäische Aufklärung nicht, den «edlen Wilden» zum Ideal zu erheben. Die Vorstellung eines Jean-Jacques Rousseau, dass Kultur, Zivilisation und Bildung den eigentlichen Charakter zerstöre und allein die Nähe zur unverbildeten Natur das eigentliche Wesen des Menschen zeige, blieb allerdings auch in Nordamerika nur eine intellektuelle Vision, weitab vom wirklichen Leben.<sup>53</sup> Dennoch war es diese Verklärung, die sich parallel zur physischen Vernichtung der nordamerikanischen Urvölkerung schließlich mit am weitesten durchsetzte. Selbst im fernen Deutschland wurden die Bücher eines Friedrich Gerstäcker und Karl May zu Bestsellern der Populärliteratur.

In den «wilden Regionen» jenseits der gedachten Zivilisationsgrenze der Frontier konnte allerdings tatsächlich die Begegnung zwischen Europäern und indigener Bevölkerung harmonischer verlaufen. Freiwillige sexuelle Kontakte waren zwar im 17. Jahrhundert auch in den als grundsätzlich liberaler angesehenen französisch dominierten Gebieten die Ausnahme. Etwas anderes wurde bedeutsamer: Unabhängig davon, welche Nation gerade das Gebiet beanspruchte, war allen, die etwas vom Land verstanden, auch bereits damals klar, dass die Indianer die weitaus größte Erfahrung besaßen, wie man in der rauen Wildnis (über)leben konnte. Die 1673 von den Franzosen in Angriff genommene Erforschung und Kolonisierung von Louisiane wäre wohl ohne die von Einheimischen unterstützten Entdeckungsreisen, wie sie der «Waldläufer» (Coureur de Bois) Louis Jolliet, der Jesuit Jacques Marquette oder René Robert

Cavelier de La Salle unternahmen, nicht möglich gewesen. Die «Waldläufer», denen James Fenimore Cooper mit seinen zwischen 1827 und 1841 veröffentlichten *Leatherstocking Tales*, aber auch Gabriel Ferry und an ihn anschließend Karl May ein bleibendes Denkmal setzten, kamen schlicht ohne die Kontakte mit den Einheimischen nicht aus. Allerdings war auch der von Cooper beschriebene edle Indianer Chingachgook bezeichnenderweise der letzte seines Stammes, der «letzte Mohikaner».

Tatsächlich waren so im Vergleich zu den evangelikalischen englischen Neusiedlern und den spanischen Konquistadoren die katholisch erzogenen französischen Kolonisten, die das Territorium des heutigen Kanada bis hinunter an den Golf von Mexiko zumindest beanspruchten, die nachsichtigeren. In den englisch dominierten Gebieten blieb die Indianerin Pocahontas, die bis heute wegen ihrer 1614 geschlossenen Ehe mit dem Jamestown-Gründer John Rolfe als zentrale Identifikationsfigur interkultureller Verbindungen gilt, die absolute Ausnahme. Dies war natürlich auch deswegen so, weil gerade das puritanische Rechtsverständnis sexuelle Kontakte mit Einheimischen, die dazu noch heidnischem Glauben anhängen, ausdrücklich als Straftat ansah.

**Indianer und europäische Kulturen** Neben den Kriegen und der gezielten Verdrängung durch Expeditionen, denen dann neue Siedler folgten, entwickelte sich mit der Ankunft der Europäer eine Vielzahl weiterer Bedrohungen für die nordamerikanischen Indianer. Auf die verheerenden Auswirkungen von Krankheiten wurde bereits hingewiesen. Die wahrscheinlich durch die verheerende Expedition Hernando de Sotos zwischen 1539 und 1543 zunächst in die Gebiete um den Mississippi und die Halbinsel Florida eingeschleppten Seuchen vernichteten ganze Stämme – eine Entwicklung, die durchaus im Sinne der Kolonisten war, wie John Winthrop, der spätere Gouverneur der englischen Kolonie Massachusetts, 1640 zynisch vermerkte. Gott schaffe «uns Raum, indem er die Zahl der Eingeborenen verringerte und die unsere erhöhte». <sup>54</sup> Ähnlich verheerend wirkte die Verbreitung von Alkohol. Die Wirkung des «Feuerwassers», das bereits seit dem 16. Jahrhundert auch als Mittel eingesetzt wurde, die Stammesführer gezielt zu Vertragsabschlüssen zu bewegen, zeigte sich früh. Dazu trug nicht zuletzt bei, dass die Indianer beim sogenannten Binge Drinking selbst nach Meinung der trinkfesteren Europäer Unmengen von Alkohol konsumierten. Indianer seien, so fasste William Penn 1683 zusammen, seit der Ankunft der Europäer «große Liebhaber starker Getränke gewor-

### Alkohol und Indianer

Das Ende der 1830er Jahre entstandene berühmte Bild *Going to Washington* von George Catlin zeigt Häuptling Wi-jún-jon, alias Pigeon's Egg Head (1796–1872), vom Stamm der Assiniboine vor und nach seinem Besuch in der Hauptstadt Washington.



den; dafür tauschen sie die kostbarsten ihrer Häute und Felle. Einmal von geistigen Getränken erhitzt, sind sie ruhelos, bis sie genug davon haben, um schlafen zu können. Denn dies ist ihr einzig Geschrei: mehr davon, damit ich schlafen kann! Denn wenn trunken, bieten sie eines der nichtswürdigsten Spektakel der Welt.»<sup>55</sup> Bereits im 17. Jahrhundert gehörte das Bild des berauschten, zur Karikatur gewordenen Indianers zur kollektiven Vorstellung europäischer Siedler.<sup>56</sup> Das hinderte die Kolonisten freilich nicht daran, ihnen weiterhin Alkohol und Waffen zu verkaufen, die auch die traditionellen Kämpfe zwischen den verfeindeten Stämmen deutlich blutiger machten, aber im zynischen Kalkül auch die Besiedlung des Landes erleichterten. Letztendlich waren es aber die häufig so unscheinbaren Vertragsabschlüsse auf Basis des für die indigene Bevölkerung unverständlichen europäisch-amerikanischen Rechtsverständnisses, die zur ethnischen Säuberung am effektivsten beitrugen. Dies sollte sich bis zum Ende der Indianerkriege im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nicht mehr ändern. Alexis de Tocque-

ville vermerkte in den 1830er Jahren: «Sobald die europäische Bevölkerung sich der von einem Eingeborenenstamm bewohnten Wildnis zu nähern beginnt, entsendet die Regierung der Vereinigten Staaten gewöhnlich eine feierliche Abordnung zu diesem; die Weißen versammeln die Indianer auf einer großen Ebene, und nachdem sie mit ihnen gegessen und getrunken haben, erklären sie ihnen: <... Jenseits der Berge, die ihr am Horizont seht, auf der andern Seite des Sees, der im Westen an euer Gebiet grenzt, stößt man auf weite Gegenden, wo es wilde Tiere noch im Überfluss gibt, verkauft uns euren Boden und geht dorthin, um glücklich zu leben.> Nach dieser Rede breitet man vor den Augen der Indianer Waffen aus, Wollkleider, Branntweinfässer, Halsschmuck aus Glasperlen, Armspangen aus Zinn, Ohrgehänge und Spiegel. Falls sie beim Anblick all dieser Schätze noch zögern, gibt man ihnen zu verstehen, dass sie die verlangte Zustimmung nicht verweigern können und dass die Regierung selbst bald außerstande sein werde, ihnen den Genuss ihrer Rechte zu gewährleisten ... Halb überzeugt, halb gezwungen entfernen sich die Indianer, sie ziehen in unbewohnte Gebiete, wo die Weißen sie keine zehn Jahre in Frieden lassen werden. So erwerben die Amerikaner zu einem Spottpreis ganze Provinzen ...»<sup>57</sup>

Legt man die UN-Konvention gegen Völkermord von 1948/51 zugrunde, liegt es im Rückblick und vor dem Hintergrund der weitgehenden physischen und kulturellen Vernichtung der Ureinwohner Nordamerikas nahe, neben dem Begriff der ethnischen Säuberung auch den des Genozid zu gebrauchen. Ein Völkermord liegt vor, wenn die Absicht zu einer der folgenden Taten erfüllt ist: (1.) Die Tötung von Angehörigen einer nationalen, ethnischen, rassischen oder religiösen Gruppe, (2.) das Zufügen schwerer körperlicher oder seelischer Schäden, (3.) das absichtliche Herbeiführen von Lebensbedingungen, die die physische oder psychische Vernichtung zur Folge haben, (4.) die Verhinderung von Geburten und (5.) die Verschleppung der Nachkommen dieser Gruppe.<sup>58</sup> Vor diesem Hintergrund erfüllt der Untergang der nordamerikanischen Indianer zumindest partiell die Charakteristika eines Völkermords.

**Entwicklung der Sklaverei** Die in der Literatur häufig als Folge der europäischen Besiedlung verstandene Sklaverei in den nordamerikanischen Kolonien und den USA hingegen hatten nicht die Europäer in die Neue Welt eingeführt.<sup>59</sup> Sklaverei gehörte auf dem amerikanischen Doppelkontinent lange vor der europäischen Besiedlung zum Wirtschaftssystem und zum Alltag. Auch die iberischen Kolonialmächte

Spanien und Portugal setzten diese Traditionen nur fort und hielten in ihren süd- und mittelamerikanischen Kolonien, zumal auf den Karibischen Inseln, Indios, aber auch verschleppte Schwarzafrikaner als Arbeitssklaven für ihre Plantagen. Selbst in Nordamerika bis weit in den Raum des späteren Kanada war die Sklavenhaltung bei Indianerstämmen üblich. Dort waren es Gefangene, die man als Beute von Kriegszügen mitbrachte, in der Siedlung hielt und gelegentlich auch als Geschenke weiterverteilte. Tatsächlich beteiligten sich in der Kolonialzeit auch die Europäer an dieser Praxis.

Der entscheidende Schub zur Sklavenwirtschaft kam allerdings dann doch mit den Europäern, als im 17. Jahrhundert die großen, arbeitsintensiven Tabak-, Baumwoll- und Reisplantagen im Süden Nordamerikas entstanden. Einige Dutzend Schwarzafrikaner hatten zwar bereits vor 1621 in den Kolonien gearbeitet, doch erst die in diesem Jahr an die Westindische Kompanie vergebene Lizenz für den Sklavenhandel nach Nordamerika führte zur großangelegten Sklavenwirtschaft. Deren eigentliche Hoch-Zeit begann, als die Plantagenbesitzer im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts dazu übergingen, weiße Schuldklaven gegen schwarzafrikanische Sklaven auszutauschen. Hintergrund war, dass sich nicht wenige der fast rechtlosen Indentured Servants der «Bacon's Rebellion», einem 1676/77 von dem Pflanzer Nathaniel Bacon gegen den Gouverneur von Virginia, William Berkeley, geführten und kurz danach niedergeschlagenen Aufstand, angeschlossen hatten und nun als unzuverlässig galten. Um die Wende zum 18. Jahrhundert stiegen neben den Holländern, Spaniern und Franzosen auch die Engländer in das lukrative und zunächst keineswegs als ehrenrührig angesehene Geschäft ein. Sklaven wurden vielmehr als eine reguläre Handelsware betrachtet. Interessanterweise konzipierte Daniel Defoe sogar die Hauptfigur seines 1719 erschienenen Bestsellers *Robinson Crusoe* – ein Buch, das als erster englischer Roman überhaupt gefeiert wurde – als einen durchaus integren Sklavenhändler. Weitere Nationalitäten beteiligten sich bereits im 17. Jahrhundert an diesem «Atlantischen Dreieckshandel» zwischen Europa, Nordamerika und Afrika. Dazu gehörte selbst ein so kleines Territorium wie Kurbrandenburg, das allerdings bevorzugt die Karibik ansteuerte. In grausamer Enge von durchschnittlich einem Quadratmeter pro Person wurden die Afrikaner vor allem aus Guinea und Angola nach Nordamerika verschifft. Eine Todesrate von bis zu 25 Prozent war nicht nur üblich, sondern einkalkuliert. Häufig lag sie weit darüber.<sup>60</sup>

Maßgeblicher Hintergrund des bis zum Verbot durch den US-Kongress 1808 in Nordamerika frei florierenden Handels mit schwarzafri-

Sklavenhandel Afrika – Amerika 1519–1867 (in Tausend)<sup>61</sup>

	Senegal	Sierra Leone	Liberia	Goldküste	Benin	Biafra	West- Zentral- Afrika	S-O- Afrika	Summe
1519–1600	10,7	2,0	–	10,7	10,7	10,7	221,2	–	266,0
1601–1650	6,5	–	–	5,2	25,5	25,5	461,9	2,0	503,5
1651–1675	17,7	0,4	0,1	35,4	58,6	58,6	104,3	1,2	239,8
1676–1700	36,5	3,5	0,7	50,3	223,5	51,5	132,6	10,9	509,5
1701–1725	39,9	7,1	4,2	181,7	408,3	45,8	257,2	14,4	958,6
1726–1750	69,9	10,5	14,3	186,3	306,1	166,0	552,8	5,4	1311,3
1751–1775	130,4	96,9	105,1	263,9	250,5	340,1	714,9	3,3	1905,2
1776–1800	72,4	106,0	19,5	240,7	264,6	360,4	816,2	41,2	1921,1
1801–1825	91,7	69,7	24,0	69,0	263,3	260,3	700,9	131,8	1610,6
1826–1850	22,8	100,4	14,4	–	257,3	191,5	770,6	247,5	1604,5
1851–1867	–	16,1	0,6	–	25,9	7,3	155,0	26,8	231,7
Summe	498,5 (= 4,5%)	412,7 (= 3,7%)	183,0 (= 1,7%)	1043,2 (= 9,4%)	2034,6 (= 18,4%)	1517,9 (= 13,7%)	4887,5 (= 44,2%)	484,5 (= 4,4%)	11 032,0 (= 100%)

kanischen Sklaven blieb der schier unendliche Arbeitskräftebedarf. Plantagen mit «Besonderer Einrichtung» (Peculiar Institution), wie man die sklavenhaltenden Betriebe offiziell nannte, entstanden zunächst in Virginia und South Carolina und erhielten schließlich in den tropischen Südstaaten der USA ihre größte Bedeutung. Hier entstand parallel auch die spezifische Südstaatenaristokratie der «Gentry», deren Lebensweise sich über lange Zeit eher am europäischen Adel und seiner absoluten Macht gegenüber ihren leibeigenen oder gutsuntertänigen Landarbeitern orientierte als an der Demokratie oder an den rasch industrialisierten Nordstaaten mit ihren Fabrikherren und Lohnarbeitern. Keine der frühen europäischen Ostküstenkolonien – weder Nieuw Nederland noch New England, noch New York, New Jersey, Pennsylvania, Delaware oder Maryland – war auf Sklaven als Rückgrat der Wirtschaft angewiesen. Im Gegenteil: Schwarze Sklaven galten dort schon in der Kolonialzeit als unproduktiv, wenig widerstandsfähig und weißen Arbeitern, die allerdings kaum weniger erschöpft und abhängig waren, weit unterlegen. Interessanterweise gewann auch Alexis de Tocqueville genau diesen Eindruck, als er in den 1830er Jahren die USA bereiste.<sup>62</sup> Auch in der zunächst französischen Kolonie Louisiane waren Sklaven noch nicht üblich. Dies galt auch für Florida, das erst, als es 1763 von Spanien an die englische Krone fiel, allmählich in die Sklavenhaltung einbezogen wurde. Zuvor war das Gebiet unter den Spaniern, die im Übrigen natürlich auch am lukrativen Menschenhandel beteiligt waren, ein Zufluchtsort für entflohene Sklaven. Madrid erlaubte allerdings den Aufenthalt nur, wenn der Übertritt zum Katholizismus erfolgte. Als 1819 Florida amerikanisch wurde, zogen es viele der ehemaligen Sklaven vor, Florida in Richtung der noch bis 1898 spanischen Insel Kuba zu verlassen.

Soweit man das rekonstruieren kann, wurden 1619, also noch zwei Jahre bevor die niederländische Westindische Kompanie die Lizenz für den Sklavenhandel nach Nordamerika erhielt, die ersten Schwarzafrikaner in die Neue Welt deportiert. Solche «Charter Slaves», wie diese frühe Sklavengeneration genannt wurde, blieben allerdings nicht selten noch Halbfreie. Im Grad der Abhängigkeit unterschieden sie sich kaum von den lohnabhängigen oder in Schuldknechtschaft arbeitenden Weißen. Als die Engländer 1664 schließlich Nieuw Nederland übernahmen, waren dort bereits rund 20 Prozent Freigelassene, die ihre Arbeitsschuld beglichen hatten. Mit der im Laufe des 18. Jahrhunderts einsetzenden Gründung neuer Kolonien für die Plantagenwirtschaft im Süden

wie Georgia (1776) änderte sich dann allerdings der Status der Sklaven gravierend.<sup>63</sup> Aus den «Charter Slaves» wurden die «Plantation Slaves». Zu den eigentlichen «Sklavenstaaten», die Mitte des 19. Jahrhunderts im Amerikanischen Bürgerkrieg erbittert um die Erhaltung ihrer Südstaatenkultur, einschließlich der Sklaverei kämpfen werden, gehörten schließlich Virginia (noch einschließlich des dann im Bürgerkrieg abgespaltenen West Virginia), North und South Carolina, Georgia, Florida, Kentucky, Tennessee, Alabama, Mississippi, Louisiana, Missouri, Arkansas und Texas.

Wie viele Sklaven in der Kolonialzeit überhaupt eingeführt wurden, blieb in der historischen Forschung umstritten. Insgesamt sind wohl vom 16. bis zum 19. Jahrhundert in beide Americas mindestens 9,5 Millionen Sklaven verschleppt worden.<sup>64</sup> Zur Zeit der Staatsgründung lebten 1790 rund 700 000 versklavte Schwarzafrikaner in den USA.<sup>65</sup> Davon befanden sich in Virginia 290 000, in North Carolina, in Maryland und South Carolina jeweils rund 100 000, im Staat New York etwa 25 000, in New Jersey, Pennsylvania, Connecticut, Massachusetts und Rhode Island zusammen rund 57 000 (s. Tab. S. 204 f.). Das Verhältnis erreichte bereits damals eine Quote von einem Afrikaner auf fünf Europäer. Rückblickend wurde hier bereits eine Vorentscheidung für die Zusammensetzung der amerikanischen Gesellschaft getroffen.

Die Rechtfertigung des auf Sklaverei beruhenden Wirtschafts- und Sozialsystems fiel bis ins späte 18. Jahrhundert weder in Nordamerika noch im englischen Mutterland wirklich schwer. Die Überzeugung von der Ungleichheit der Rassen, von der auch der berühmte englische Philosoph John Locke 1690 in seinem *Second Treatise of Civil Government* ausging,<sup>66</sup> vertraten in Nordamerika Plantagenbesitzer ebenso wie US-Präsidenten, die ihre Besitzungen auch von Sklaven bewirtschaften ließen. Sklaven hielten George Washington, Thomas Jefferson, James Madison, James Monroe und Andrew Jackson. Von Thomas Jefferson ist sogar bekannt, dass er eine langjährige Beziehung zu seiner Sklavin Sally Hemings unterhielt und mit ihr sechs Kinder zeugte.<sup>67</sup>

Viele weiße Kolonisten empfanden allerdings die zunehmende Zahl von Sklaven, die in Gebieten mit großen Plantagen wie etwa Carolina schon Mitte des 18. Jahrhunderts rund zwei Drittel der Bevölkerung ausmachten, als Bedrohung, wie auch Tocqueville 1835 unterstrich.<sup>68</sup> Die sogenannten Slave Codes, Gesetze, die man für die Kontrolle der Sklaven zu benötigen glaubte, hatten deshalb früh an Schärfe zugenommen. Brutale Strafen zur Ahndung selbst kleinerer Vergehen wurden zum



Normalfall, während Übergriffe des Eigners in der Regel keinerlei Konsequenzen hatten.

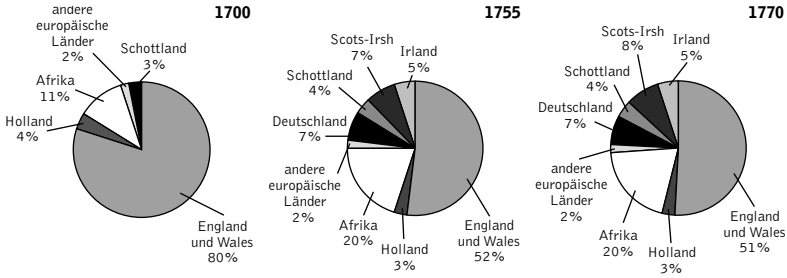
## Die Herausbildung einer amerikanischen Identität

Dissidenten gehörten nicht nur zur Gesellschaft der Neuen Welt, sondern eigentlich war diese Gemeinschaft in vielem zunächst auf der Abweichung von den Normen des Heimatlandes gegründet. Puritaner, Quäker, Adventisten und viele andere evangelikale Gruppierungen waren ursprünglich Rebellen, die hier Zuflucht vor staatlicher Verfolgung in Europa suchten. Dies schloss natürlich nicht aus, dass auch innerhalb ihrer auf religiösem Konsens beruhenden Gemeinschaft Abweichungen konpromisslos verfolgt wurden. Die innere Verfasstheit der orthodoxen puritanischen Gemeinden der Kolonialzeit ist ein drastisches Beispiel dafür, wie wenig Toleranz letztendlich blieb. Gestritten wurde in den Gemeinden natürlich trotzdem. Ein puritanischer Glaubensrebell wie Roger Williams der sich schließlich mit seinen Schriften *The Bloudy Tenent* (1644) und *The Bloudy Tenent yet more Bloudy* (1652) gegen die Vermischung von Religion und Politik wandte, besaß allerdings keinerlei Chance, sich durchzusetzen. Williams hatte argumentiert, eine Obrigkeit sei für Gläubige wie Nichtgläubige zuständig und könne daher nicht religiöse Verhaltensnormen für alle aufstellen. Konsequenterweise stand er auch auf dem Standpunkt, dass Andersgläubigen – seien es nun Heiden, Juden oder Muslime – ebenfalls die freie Religionsausübung zugestanden werden müsse. Wie Thomas Morton musste sich auch Williams der Verfolgung durch Flucht entziehen. Mit Providence in Rhode Island gründete er 1636 seine eigene Siedlung.

**Dissidenz als Problem** Auch der berühmt-berüchtigte Fall einer Dissidentin, der Hebamme Anne Hutchinson aus Boston, die 1638 aus der Stadt verwiesen wurde, wies ähnliche Züge auf.<sup>69</sup> Wie im Fall Williams war der Prediger John Cotton als einer der einflussreichsten puritanischen Meinungsführer der Zeit die treibende Kraft gewesen. Hutchinson, die mehr noch als Williams eine wirkliche Krise in der Stadt auslöste, hatte nicht nur selbst gepredigt, sondern der puritanischen Elite vorgeworfen, sie stelle sich sogar gegen die Grundideen des Calvinismus. Tatsächlich konnte Hutchinson damit eine Reihe von Verbündeten hinter

sich scharen, die von den «Saints» deswegen «Antinomier» genannt wurden – Menschen, die sich nicht nur gegen die Gemeinschaft, sondern damit auch gegen das biblische Gesetz auflehnten. Furcht hatten die Kritiker indes nicht. Sie störten die Predigten, protestierten in den Versammlungen oder stellten öffentlich unbequeme Fragen. Genutzt hat dies allerdings auch Mrs. Hutchinson nichts. Die Folgen waren absehbar: Sie wurde exkommuniziert und verbannt. Ihr Einfluss blieb allerdings noch längere Zeit spürbar. «Ihr Geist», das heißt der Widerspruch und damit «Satan», lebten in der Gemeinde fort, vermerkte John Winthrop in seinem Tagebuch.<sup>70</sup>

Opposition und Dissidenz war so auch in der Kolonialzeit selbst in den besonders autoritär verwalteten Niederlassungen keine Ausnahme. Doch nicht nur das durch tatsächliches oder angebliches Fehlverhalten erzwungene Ausscheiden aus den Gemeinschaften wurde zum Problem. Klagen über die freiwillige Abwanderung von Einwohnern der Kolonien, die mehr persönliche Freiheit suchten, gab es schon im 17. Jahrhundert zuhauf. Dahinter stand der zunehmende Konflikt zwischen Kollektiv und Individualismus, zwischen Gemeinschaftszwang und persönlichem Freiheitsdrang, aber häufig auch nur die Frustration über die erhoffte, aber nicht verwirklichte Basisdemokratie in den Kolonien. Deshalb hatten die Quäker als nicht minder leidenschaftliche Glaubensgemeinschaft, aber mit deutlich größerem Verständnis für das Individuum, die Gewissensfreiheit, religiöse Toleranz, politische Liberalität, Antimilitarismus und mehr Partizipation in den Gemeinden schließlich erheblichen Zulauf. Ihr Aufstieg begann, als William Penn, der weltläufige Sohn eines englischen Admirals mit besten Beziehungen zum Königshaus und Parlament in London, 1681 ein gewaltiges Gebiet südlich von New York als Lehen erhielt und es zur Kolonie der Quäker erklärte, zu deren Gemeinschaft er seit einigen Jahren gehörte.<sup>71</sup> Hauptstadt wurde Philadelphia, die «Stadt der brüderlichen Liebe», von der bereits die Offenbarung gesprochen hatte (Offb. 3,7–13). Im folgenden Jahr wurde das Gebiet sogar noch einmal erweitert. Demonstrativ gestand Penn den Siedlern, die unterschiedlichsten Glaubensrichtungen angehörten, mit der 1701 erlassenen «Charter of Liberties» politische Freiheiten zu. Die ostentative Liberalität schloss 1704 sogar ein, einem Teil des neuen Gebiets, den drei sogenannten Lower Counties, unter dem Namen Delaware politische Eigenständigkeit einzuräumen. All dies ermöglichte ein relativ komplikationsfreies Miteinander in Pennsylvania, entlastete aber nicht gerade das kontinuierlich angespannte Verhältnis zu den Puritanern in Massachusetts.



**Herkunft der Siedler in den Kolonien 1700–1770<sup>72</sup>**

Mit Recht konnte man bereits im 17. Jahrhundert sagen, dass sich in den Kolonien die Welt traf. Außer für europäische Kaufleute, die hier auf gute Geschäfte hofften, und Glaubensflüchtlinge, die ihre Idee von der Gemeinschaft verwirklichen wollten, waren die nordamerikanischen Kolonien bereits im 17. und 18. Jahrhundert Ziel vieler Individualisten. Sie lebten nicht nur in den großen Zentren, von denen sich einige – so etwa New York – schon damals zu wirtschaftlichen und intellektuellen Sammelpunkten entwickelten. Nicht wenige von ihnen lebten jedoch direkt an oder schon jenseits der Frontier, wo sie als Pelztierfänger (Trapper) oder Jäger ihren Lebensunterhalt fanden. Mit ihrem engen Kontakt zur indigenen Bevölkerung wurden sie häufig zu Brücken der Kulturen. Hinter ihnen folgten frei siedelnde Bauern, die «Squatters». Diese Landbesetzer warteten nicht auf die offizielle Genehmigung, sondern ließen sich in der wilden Grenzregion unter primitivsten Bedingungen nieder, weil ihnen entweder kein Agrarland in der Nähe der Siedlungen zur Verfügung gestellt werden konnte oder weil sie frei von Bevormundung leben wollten. Sie waren die eigentlichen Pioniere, die jenseits der geschützten Zivilisation die Wildnis urbar machten und sich häufig auch als erste in die «Unorganisierten Territorien», die Verstufen zu den US-Bundesstaaten, niederließen.<sup>73</sup> Dass auch dies nur auf Kosten der einheimischen Stämme geschah, war auch damals allen Beteiligten klar.

Bereits die Bevölkerung, die sich bis zur Gründung der USA ansiedelte, bestand aus einer Vielzahl von Nationalitäten, die gleichzeitig die verschiedenen Einwanderungsphasen widerspiegeln. Um 1700 war mit 83 Prozent noch der weit überwiegende Teil der nichtindigenen Bevölkerung englischer, walisischer oder schottischer Herkunft. Aus afrikanischen Staaten stammten 11 und aus sonstigen europäischen Staaten – vor

allem den Niederlanden – 6 Prozent.<sup>74</sup> Knapp fünfzig Jahre später war der britische Anteil (England, Schottland, Wales) auf 63 Prozent (zusammen mit den Iren: 68 Prozent) zurückgegangen, während der Anteil derjenigen Einwohner mit afrikanischer Herkunft auf 20 und der anderer europäischer Nationen auf 12 Prozent gestiegen war. Die Deutschen stellten darin mit 7 Prozent die größte Gruppe.

**Bevölkerung, Sprache, Kultur** Mitte des 19. Jahrhunderts sollte sich aufgrund der schwierigen wirtschaftlich-sozialen Situation in Europa der deutsche, aber auch der irische Anteil noch deutlicher erhöhen. Innerhalb der einzelnen Kolonien blieb freilich die nationale Zusammensetzung höchst unterschiedlich. Während in Massachusetts der englische Anteil Ende des 18. Jahrhunderts etwa bei 80 Prozent lag, betrug er in Pennsylvania nur noch knapp ein Drittel der Bevölkerung. Ebenso viele Siedler stammten bereits aus Deutschland. Dies hatte zur Folge, dass sich in solchen Regionen schnell deutschsprachige Zeitungen etablieren konnten. Auch Debatten und Sitzungsprotokolle führte man hier in deutscher Sprache und Gesetze wurden zweisprachig veröffentlicht. Eine ernsthafte Erwägung der immer noch englischsprachigen Mehrheit, in diesen Kolonien Deutsch als Amtssprache einzuführen, gab es jedoch nicht – auch wenn man das in Deutschland seit der Gründung des Kaiserreichs 1871 gerne glauben wollte und manchmal noch heute sogar in der wissenschaftlichen Literatur lesen kann. Dies ist ebenso eine Legende wie die Vorstellung, dass in den Verfassungsdebatten zwischen 1787 und 1789 die Entscheidung für eine deutschsprachige USA an nur einer Stimme Mehrheit gescheitert sei.

Die englische Sprache und Kultur blieb der Standard, an dem sich das öffentliche Leben ausrichtete. Im privaten Bereich konnte sich allerdings die jeweilige Heimatsprache noch über Jahrhunderte halten. Dies zeigten nicht zuletzt die deutschen Einwanderer, deren gemeinsame Identität sich nicht nur in den Städten, sondern schließlich auch in den Weiten des Mittleren Westens behauptete, bevor sie sich unter dem politischen Druck im Ersten, dann aber vor allem im Zweiten Weltkrieg weitgehend auflöste. In manchen Gebieten blieb der Zusammenhalt der ersten Siedler und ihrer Kultur aber noch bis heute erhalten. Ein frappierendes Beispiel dafür sind die sogenannten Amish (oder auch Alt-Amishen), eine Glaubensbewegung, die sich schon im 16. Jahrhundert von den Mennoniten abspaltete und zunächst im ländlichen Pennsylvania heimisch wurde. Da sie weitgehend den Kontakt mit der Umgebung, insbesondere der eng-

lischsprachigen Bevölkerung, mied, konnte der frühneuhochdeutsche Dialekt der Einwanderungszeit, das vor allem mit dem Pfälzischen verwandte sogenannte Pennsylvania Dutch, nebst Kleidung und Infrastruktur bis heute weitgehend bewahrt werden, obwohl manche englische Wörter trotzdem einfließen. Die Besonderheiten blieben auch deswegen erhalten, weil man im Wesentlichen untereinander heiratete, sofern nicht neue Einwanderer in die Gemeinschaft aufgenommen wurden. Heute sind vor allem die Orte um die Stadt Lancaster in Pennsylvania, die geradezu in der Vergangenheit stehen geblieben erscheinen, zu wahren Touristenmagneten geworden. Dies gilt insbesondere, seit sich 1966 die als liberaler geltenden «Neu-Amishen» abgespalten haben, die mehr Kontakt nach außen zulassen und auch Telefon und andere moderne Kommunikationsmittel nutzen.

Während auf diese Weise kulturelle Unterschiede in den Regionen überall zu spüren blieben, speiste sich die politische Identität der Kolonien insgesamt ganz zweifelsfrei aus der Verbundenheit mit dem englischen Mutterland, wenngleich die Bindung 1776 schließlich zunächst im Konflikt endete. Im Verband des britischen Kolonialreiches waren die Kolonien auf dem nordamerikanischen Kontinent zunächst relativ pflegeleicht. Die englische Krone schätzte ihren Wert, nicht zuletzt weil sie sich nach und nach auch wirtschaftlich als lukrativ erwiesen. Für England waren die unterentwickelten Gebiete in Nordamerika nicht nur Rohstoffproduzenten, sondern auch Markt für eigene Waren. Der sogenannte Navigation Act, der seit 1651 den Handelsverkehr protektionistisch regelte, verbot den Überseekolonien deswegen schlicht die Produktion von Gütern, die eine Konkurrenz für die englische Wirtschaft darstellen könnten. Produkte aus den Kolonien wie Tabak, Reis oder Pelze durften zudem nur exklusiv auf den englischen Markt kommen. Dennoch wurden die Kolonien immer produktiver. Kurz vor der Unabhängigkeitserklärung war im Stichjahr 1760 das Bruttosozialprodukt aller 13 Kolonien schon auf knapp 40 Prozent der Wirtschaftsleistung Englands gestiegen.<sup>75</sup> Das war immerhin eine Steigerung um das Achtfache im Vergleich zum Jahr 1700.

Im Kontext dieser wirtschaftlichen Überlegungen standen dann auch die weiteren Versuche, die nordamerikanischen Besitzungen nicht nur ökonomisch, sondern auch politisch-institutionell stärker an das Mutterland zu binden. Die «Glorious Revolution» 1688/89, in der sich die Anglikaner endgültig gegen den Katholizismus in England durchsetzten und der englische Staat gestärkt aus der Konfrontation hervor-

ging, verzögerte nur kurzfristig den Plan, Nordamerika als Dominion zu verwalten und zu zentralisieren. Verhindert wurde die Entwicklung aber nicht. Dreißig Jahre später, nach einer Periode, die man in Anlehnung an einen späteren Satz des Philosophen Edmund Burke als «Heilsame Vernachlässigung» (Salutary Neglect) Nordamerikas bezeichnete, vereinheitlichte das Parlament in London 1720 zunächst die bislang gültige Rechtsform der Kolonien. Aus den «Charter Colonies» und den «Proprietary Colonies», also jenen, die als Gründung der großen Handelsgesellschaften oder als Lehen für königliche Favoriten entstanden waren und deswegen auch erhebliche Handlungsfreiheit genossen, wurden nun nach und nach «Royal Colonies». Sie wurden zu unmittelbar von London abhängigen Gebieten, auf die das Parlament und der König über die nun direkt ernannten Gouverneure weitgehenden Einfluss nahmen. Auch die Administration wurde nun eng an den Londoner Wünschen ausgerichtet. Das reichte bis zur Kontrolle der Gesetzgebung und Rechtsprechung. Bis auf die Gebiete Connecticut, Rhode Island, Maryland und Pennsylvania, die davon zunächst verschont blieben und dank der Unabhängigkeit auch niemals davon berührt wurden, sah sich der Großteil der nordamerikanischen Kolonien nun zum ersten Mal direkt von England aus geführt.

Weniger jedoch die im 17. und 18. Jahrhundert zunehmende administrative Kontrolle als vielmehr die Dominanz der englischen Sprache und Rechtsnormen (Common Law) in den Kolonien steigerte die Bedeutung anderer Bereiche der englischen Kultur. Dies wiederum wurde zur Grundlage für die Entstehung der anglo-amerikanischen Kultur, die im 20. Jahrhundert zu einer global verbreiteten «Superculture» wuchs. Die politische Nähe führte nun bald auch ohne direkten Druck aus London dazu, dass die politischen Institutionen in den Kolonien sich an diesem Vorbild orientierten.<sup>76</sup> Das schließlich auf zwei Kammern, einem «Repräsentantenhaus» (House of Representatives, auch: Assembly) als Vertretung der Kolonisten und einem «Senat» (Senate) als Repräsentation der englischen Oberhoheit über die Kolonien aufgebaute parlamentarische System war zumindest in Anlehnung an den englischen Parlamentarismus mit seinem Unter- und Oberhaus entstanden.

Bei genauerem Hinsehen blieben die Unterschiede allerdings trotzdem beträchtlich. Der englischen Kolonialverwaltung gelang es zum Beispiel niemals, die gewünschte Trennung in einen vom Adel und einen von den Repräsentanten der übrigen Bevölkerung gestellten Teil des Parlaments zu etablieren, weil eine Übertragung der europäischen Adels-

gesellschaft in die Neue Welt fast von Beginn an misslang. Dies lag zu einem nicht geringen Teil am Unwillen des englischen, aber auch des sonstigen europäischen Erbadels, sich in Übersee niederzulassen, trotz der zum Teil enormen Vergünstigungen. Die Kolonien blieben aus dieser Perspektive, ungeachtet ihres wirtschaftlichen Erfolgs und obwohl sich in den südlichen Teilen so etwas wie ein Adelsnimbus unter den Plantagenbesitzern zu etablieren begann, unzivilisiertes Entwicklungsland, weit entfernt von den damaligen Zentren kultivierten Lebens. Auch der Versuch, einen Erbadel (Landgraves, Cacique) zu schaffen, der sich über den Großgrundbesitz von mehr als 12 000 Acres definieren und gleichzeitig so etwas wie die Speerspitze der europäischen Zivilisation an der Frontier sein sollte, misslang gründlich. Die Folge war, dass stattdessen eine kleine Gruppe von im Verhältnis ungewöhnlich reichen bürgerlichen «Freeholders» und bürgerliche Familiendynastien die nordamerikanische Gesellschaft prägten.<sup>77</sup> Damit war das politische System zwar nicht von Geburtsprivilegien frei, aber da das passive wie das aktive Wahlrecht lediglich Landbesitz forderte und die Zahl der landbesitzenden erwachsenen Weißen bis zu 80 Prozent betrug,<sup>78</sup> blieb es für eine Partizipation der Mehrheit offen. Die Praxis zeigte, dass sich sogar der in den Kolonien ansässige englische Adel den Verhältnissen beugte und die politischen Entscheidungen – etwa bei der Abstimmung über die Verfassung der Kolonie Carolina – akzeptierte.

**Bindung an Europa** Wie nah die Kolonien in der Neuen Welt allerdings trotzdem dem englischen und europäischen Raum blieben, ließen insbesondere die kulturellen Bindungen kontinuierlich erkennen. Zumindest die Gebildeten in den Überseekolonien verstanden sich als Teil einer über den Atlantik bis in die Alte Welt reichenden Gemeinschaft, die begierig und interessiert auch die neuesten intellektuellen Entwicklungen aufnahm. Wohlhabende Bürger der Kolonien schickten bereits damals ihre Kinder zur Ausbildung vorzugsweise in die Zentren Westeuropas. In Philadelphia, der Stadt, die in den Kolonien früh zu einer Art kulturellen Mittelpunkt avancierte, fand dadurch sowohl die Europäische Aufklärung als auch der seit 1660 aufblühende Reformierte Pietismus, der in Nordamerika wiederum auf die Entwicklung zahlreicher protestantischer Erweckungsbewegungen (Great Awakening) wirkte, besonders starken Widerhall. Die Stadt war nicht zuletzt auch ein wesentliches Zentrum der aus Europa stammenden und insbesondere in England früh etablierten Bewegung der Freimaurer (Freemasonry), eines aus der Phase des